XIV. Jahrg. Berlin, den 15. September 1906. Nr. 50.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Kolonialwaaren	391
Schule und Christenthum. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm	407
Gogol. Von Wladimir Gringmuth	411
Selbstanzeigen. Von Kiy, Tudor, Schmitz, Scheerbart	416
Hausmanns Galilei. Von Emil Schaeffer	419
Banken. Von Ladon	422
Notizbuch	426

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.
1906.

Die **Hypotheken-Abteilung** des

Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9—4 Uhr.

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad **HERINGSDORF**

(nur Sand-Strand)

„KURHAUS“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaut, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französ. Küche. Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Saison bis 1. November.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

Der **Orthozentrische „Ideal“-Kneifer** ist ges. geschützt u. der anerkannt beste. Verblüffend einfach, hocheleg., v. hervorragenden Aerzten empfohl. Feder u. Stege sind eins. Beseitigt Sehstörung durch **korrekte stabile Zentrierung**; fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Sitzt sehr fest, leicht und überbrückt Tränenkanäle. Prospekt gratis. Alleinverkauf nur: **Orthozentrische Kneifer Ges.** m. b. H., **Berlin W., Potsdamerstrasse 132,** 3 Min. v. Potsdamerpl. Man achte genau auf Firma. **Kompletes Musterlager nur besserer Operngläsern und Feldstecher, welche durch spezielle Korrekturen fehlerhaften und unter sich verschiedenen Augen individuell angepasst werden.**

Hervorragendes Tafel- und Gesundheits-Wasser

Namedy Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. September 1906.

Kolonialwaaren.

Im November 1905, als Herr Dr. Wiegand, der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, die ihm vom Kaiser angebotene Nachfolge Stuebels abgelehnt hatte und der Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg zum Leiter der Kolonialabtheilung ernannt worden war, sagte ich hier: „Der Erbprinz soll als Regent von Koburg und Gotha ein achtbares Verwaltungtalent gezeigt haben. Die deutschen Kolonien kennt er nicht; hat sich für Kolonialangelegenheiten öffentlich bisher auch nicht interessirt. Da eine Reise nach Afrika heutzutage eine kurze Spazirfahrt ist, sollte man unsere von schwerem Gebresten heimgesuchten Kolonien nicht einem Mann anvertrauen, der sich aus Büchern, Karten, Berichten erst mühsam ein Bild von ihnen machen muß. Wunderlich ist auch der Gedanke, daß ein dem (internationalen) höchsten Adel Angehöriger dem frisch gefürsteten Kanzler untergeben sein, ein dem König von England nah Verwandter das deutsche Interesse gegen Britanien wahren soll. Eine seltsame Wahl. Vielleicht war sie das Resultat zweier Wünsche, die ein Weilchen unvereinbar schienen. Des Wunsches, einen Mann, der einst an die höchste Spitze treten könnte, im grellen Licht der Oeffentlichkeit und namentlich auch im Parlamentsfeuer einzuexerziren; und des anderen, einen gefährlichen Konkurrenten auf dem unbequemen Posten eines Kolonialgeschäftsleiters rasch und ruhmlos verbraucht zu sehen. Wer Stuebels Erbe antritt, müßte schon von besonderem Kaliber sein, wenn er hoffen dürfte, von diesem Sorgenstuhl aus einst den Kanzlersitz erklettern zu können.“ Rasch und ruhmlos ist der Erbprinz verbraucht worden. Wahrscheinlich versucht mans auf minder schwierigem Terrain noch einmal mit ihm (vielleicht in Straßburg; Radolin kann ja auch nicht ewig in Paris leben; mit einem tüchtigen Botschaftrath haust

sichs drüben jetzt ziemlich angenehm und der Name Hohenlohe hat da aus Chlodwigs Zeit noch guten Klang). Die Kolonialgeschäfte aber hat er nur neun Monate geleitet; und ging in dieser bösen Skandalzeit dreimal auf Urlaub. Meinetwegen mag man ihm das ovidische Wort nachrufen: Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas. Kraft und Verständniß fehlten völlig. Wer den Erbprinzen hörte, mußte glauben, wir steckten in dem schlechtesten aller Kolonialgeschäfte und könnten uns nur durch knausernde Pfennigfuchserei aus der Klemme helfen. Hörte einen Mann, der an die Zukunft unserer Kolonien selbst nicht recht glaubt und diesen Glauben deshalb Anderen nicht zu suggeriren vermag. Der bald Staatssekretär heißen und schon deshalb keine mächtige Partei ärgern wollte. Der gar nicht wußte, worauf es in Afrika eigentlich ankommt. Er konnte, als Erbprinz besonders leicht, Herrn Erzberger (der natürlich nicht, wie hier neulich verdruckt war, einundzwanzig, sondern einunddreißig Jahre alt ist) beim Patriotismus packen oder den Landgerichtsrath Gröber, den Schutzpatron des jungen Herrn Matthias, bitten, das Anklagematerial der Regirung zu überlassen und erst loszuschlagen, wenn sich herausgestellt habe, daß von ihr die Ausrodung des Unkrautes nicht zu hoffen sei. Und hatte, wenn dieser Appell an das Staatsbürgergefühl unerhört blieb, schon eine Trumpfkarte in der Hand. Er durfte Herrn von Puttkamer, dessen Arbeitleistung alle Interessenten loben, nicht wegen einer längst verjährten Weibergeschichte über Bord drängen; den skrupellos Verdächtigten nicht ersuchen, nach zwanzigjährigem Tropendienst in der ungünstigsten Stunde seinen Abschied zu fordern, damit das Reichskolonialamt bewilligt werde. Nicht dulden, daß in Kamerun das Gerücht entstand, ein schwarzer Lümmel, der sich draußen Prinz nennen lasse, habe den Gouverneur gestürzt. Daß die Akwa-Leute triumphirend durchs Land zogen, der gescheite und loyale Oberhäuptling Manga Bell von ihrem Anhang insultirt und zur Flucht gezwungen wurde; in Duala, wo eine Compagnie von der Schutztruppe in Garnison liegt, eine Polizei-Compagnie für Ordnung sorgen soll und drei Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr den bedrohten king zu schützen vermocht hätten. Er mußte den Gouverneur, gegen den nichts Erweisliches vorgebracht werden konnte als die kindische Cousinengeschichte, wieder nach Buea schicken; wenigstens für ein paar Monate noch; schon um den Destillen-Akwa und seinen braven Knaben Mpundo zu lehren, daß sie nicht über den Kopf des höchsten Beamten Gewalt haben. Mußte im Reichstag sein und in die Debatte eingreifen, als der Oberst von Deimling gescholten wurde. Durfte den Bau der Eisenbahn Kubub-Keetmanshoop nicht mit der Frage verknüpfen lassen, wann ein Theil der Truppen (und

welcher) in die Heimath zurückkehren solle. Sich nicht mit dem täglichen Zeitunglobe bonae voluntatis begnügen und nur leidvoll stöhnen, während ringsum, ohne irgendwie zureichenden Grund, von einem „Panama deutscher Kolonialpolitik" geschwatzt wurde. Genug. Der Erbprinz mußte gehen, weil er nicht bleiben konnte. Mußte; auch wenn der Kaiser nicht gefunden hätte, für einen seinem Haus Verwandten sei die Arbeit zu unreinlich geworden. Mußte; weil er sich ohnmächtig fühlte; weil die Noth der Zeit einen Anderen heischte. Er hat in den letzten Wochen seines kolonialamtlichen Lebens eifriger als vorher gearbeitet, sich redlich mit Berichten und Eingabekonzepten geplagt und wurde von den ihm Untergenenen, militärischen und civilen, fast einstimmig gepriesen. Als ein fleißiger und freundlicher Herr. Immer wieder als der Mann mit dem guten Willen. Das genügte leider nur nicht. Vorwärts führende Gedanken wurden vergebens erwartet; vergebens der Muth, die zähe Kraft eines schöpferischen Kopfes, der mehr sein will als der polirte, blinkende Kuppelknopf auf dem Prunkpalaste der Bureaukratie. Unter dieser Spitze (die Abschiedsrede hats wieder gezeigt) wären alle Personalveränderungen in der Kolonialabtheilung unwirksam gewesen. Erni konnte, beim besten Willen, das Lied nicht blasen.

Sein Nachfolger ist Herr Bernhard Dernburg, der fünf Jahre lang die Darmstädter Bank geleitet hat. Endlich eine politische Nachricht, der man sich freuen darf. Seit Jahr und Tag habe ich hier oft gesagt, eine verständige Leitung der Kolonialgeschäfte sei erst zu erwarten, wenn ein Bankmann ihnen eine moderne Organisation geschaffen habe. Daß Einer aus der vordersten Reihe bereit sein werde, das onus jetzt auf sich zu nehmen, wagte ich kaum zu hoffen. Der Entschluß kann auch Herrn Dernburg nicht leicht geworden sein. Als Erster Direktor der Darmstädter Bank verdiente er ungefähr eine Viertelmillion jährlich; reduzirt nun also, wenn ihm das Gehalt des Staatssekretärs bewilligt wird, seine Einnahmen auf den sechsten Theil; und hat sechs Kinder. Natürlich konnte er von seinen drei Dutzend Aufsichtrathsstellen keine behalten; hat, bevor er die Amtsgeschäfte übernahm, auch all seine Industriepapiere verkauft. Selbst wenn er sich an der Spitze seiner Bank, die, bei der Ueberfülle ihres Behanges (Niederlassungen, Pools, Kassen), mit ihren 154 Millionen Mark gegen die allergrößten Concerns schwer aufkommen kann, nicht mehr ganz behaglich gefühlt hätte, wärs immerhin noch, wie man zu schreiben pflegt, „ein patriotisches Opfer". Soll mans andächtig bestaunen? Sind wir so bettelarm, daß wir Halleluja singen müssen, weil ein rüstiger Mann, ohne dem Profit nachzufragen, sich mit der Verwaltung eines Reiches bebürdet? Ein Reich ists; der Flächenraum, auch der nutzbare, mindestens dreimal größer als der unserer Hei-

math. Und ein selbständiger Leiter der Kolonialabtheilung kann in diesem weiten Gebiet verschiedener Kultur zeigen, was er vermag. Ist die Lust, so ins Weite und Künftige wirken zu können, denn kein Ersatz für das Bischen Mammon? In England hat sich Niemand gewundert, als Chamberlain seine privatim einträglicher zu verwerthende Kraft in den Dienst der res publica stellte. Herr Dernburg ähnelt in manchem Wesenszug dem Manne von Birmingham. Er hat nicht das glatte Wesen einzelner Bankkollegen, zeigt nicht Jedem eine höflich grinsende Miene und war an der Börse deshalb nicht sehr beliebt. Schroff und rücksichtlos, hieß es; und viel zu hitzig. Daß er seiner Bank schnell die Betheiligung an fast allen großen Geschäften erkämpft habe, war nicht zu bestreiten. Doch er sollte nicht vorsichtig genug sein, zu wild; von der stürmenden Phantasie sich mehr beherrschen lassen, als einem soliden Kaufmann zieme. Ob diese Anschuldigung zu begründen wäre, kann ich nicht beurtheilen. Und wenn sie erwiesen würde: die Eigenschaften, die dem Bankdirektor gefährlich waren, könnten im Reichsdienst recht nützlich werden. Da fehlts nicht an Hemmungen; nur an Initiative. Ein Phantast könnte allenfalls seinen Aufsichtrath mit sich reißen (auch nicht ganz leicht, wenn die Herren Kaempf und Geheimrath Oppenheim drin sitzen); niemals den Bundesrath und den Reichstag. Rücksichtlosigkeit und allzu wilder Wagemuth wird Denen übrigens beinahe immer nachgesagt, die in coupirtem Gelände manövriren müssen. Ein Direktor der Deutschen Bank kann das Ererbte ruhig ausbauen und sich nur da engagiren, wo der Erfolg ziemlich sicher scheint. Ein Direktor der Darmstädter Bank hat nur die Wahl, ob er sein Schwert rosten lassen oder sich ins Getümmel stürzen will, wo große Beutestücke, doch auch Kopfwunden zu holen sind. Darf, wenn er nicht auf jede Expansion verzichten will, das Fürchten nicht lernen. Waren die italienischen Geschäfte, auf die sich die Deutsche Bank in ihrer Jugend einließ, weniger riskant als die so hart geladelten Transaktionen, in die Dernburg die Darmstädter Bank riß? Die Herren Gwinner, Mankiewitz, Roland-Lücke, Klönne könnten heute vielleicht nicht so ruhig schlafen, wenn der junge Sohn der hessischen Juristenfamilie nicht so wirksam für das im Kampf ums Dasein bedrohte Kreditinstitut gearbeitet hätte. In Italien, in den Vereinigten Staaten (Northern Pacific), in Wien (Siemens-Lueger; ein auch politisch schwer zu konstruirendes Geschäft mit der christlich-sozialen Gemeinderathsmehrheit). In all diesen Fällen hat Herr Dernburg so ungewöhnliche Kraftproben gegeben, daß die Leiter der Deutschen Bank ernstlich erwägen mußten, ob sie ihm, zu dem fast ans Direktoriale streifenden Gehalt, nicht auch den Titel des Direktors bieten sollten. Sie ließen ihn ziehen. Ungern nahm er die Offerte der Darmstädter Bank an.

Die ihn damals wie den Retter aus höchster Noth empfing. Wer noch vor dem vierzigsten Lebensjahr aus eigener Kraft auf solche Höhe gelangt ist, gehört sicher nicht zum Durchschnitt; muß im Auslese prozeß als der Tauglichste bewährt sein. Herr Dernburg ist klug, energisch und zäh. Das Stärkste in ihm scheint dem Fremden die Fähigkeit zu rascher Konstruktion. Die mag dem Dreißiger das Vertrauen Georgs von Siemens erworben haben, der, bei allem Kynismus, doch ein Kulturpolitiker großen Stils war und in der Wahl seiner Helfer selten gröblich geirrt hat. Dieser junge Mann, mag er sich gesagt haben, sieht oder wittert früher als Andere, was aus einer Sache werden kann; wie ein Bruch einzurenken, aus Trümmern ein wohnliches Haus zu bauen ist; daß er zu tollkühnem Optimismus neigt und nicht gern die Möglichkeit eines bitteren Endes in seinen Kalkul setzt, ist kein Unglück, so lange ich ihn an der Kandare habe. Seitdem ist Herr Dernburg (der auch die subtilere Arbeitweise des Herrn Fürstenberg in der Nähe sah) den Schülerjahren entwachsen. Im Verkehr mit den feinsten Köpfen der Industrie und Finanz ruhiger und skeptischer geworden. Enttäuschungen sind ihm nicht erspart worden, haben ihm aber das fröhliche Selbstvertrauen nicht geraubt, das dem Steuernden über Klippen hinweghilft. Slevogts Portrait, das die Berliner Sezession im vorigen Jahr ausgestellt hatte, giebt ziemlich viel vom Wesen des Mannes. In der Rohseidenjacke ein stämmiger, leider schon etwas zu fetter Rumpf. Der dem flüchtig Hinblickenden herkulisch scheint. Bald aber melden sich Zweifel. Ist die Muskulatur dieses Leibes so stark wie seine Fassade? Der Mann im Innersten so robust wie das sichtbare Kleid seines Wesens? Die Antwort ist schwer zu finden. Die breiten, blassen Flächen des Gesichtes, die der braune Bart kleidsam schmälert, sind fast bewegunglos. Der erste Eindruck dennoch: ein derber bâcleur d'affaires. Nur, bis die gerötheten Lider sich vom Auge heben. Von einem Auge, das an Herrn Hugo Stinnes, Dernburgs Verbündeten im luxemburger Handel, erinnert. Einem Auge, das sich gern zwingen möchte, kalt zu blicken, das aber wie eines Apostels leuchten, wie eines Amfortas feucht schimmern kann. In Haltung und Rede keine Spur von Pose. Ein fühlbarer Widerwille gegen sorgsam gefügte Sätze. Ein Streben, sich nüchtern zu geben, keine Ecke und Kante zu verbergen und nur im Bereich der matters of fact heimisch zu scheinen. Jedes witzige Wort wird wie eine Konzession gewährt, die man, als nicht zur Sache gehörig, eigentlich bereuen müßte. Ruhig fließt die Rede, sucht oft, um nicht putzsüchtig zu wirken, den trivialsten Ausdruck; auch wenn sie große Gegenstände berührt. Transvaal oder Mexiko, das deutsche Kali- und Braunkohlengebiet oder die Pontinischen Sümpfe: man redet drüber, regt sich aber nicht auf. Wozu? Ueberall

läßt sich was leisten; und was gemacht werden kann, wird gemacht. Zu erzwingen ist Brauchbares aber nicht. Hübsch abwarten. „Meine Haupterfolge danke ich nicht meinem Kopf, sondern meinem Hintern; ich sitze auf den schlechten Sachen, bis sie gut werden". So sprach Siemens. So, nur noch etwas derber, Rothstein, der den Ehrgeiz hatte, für die Doublette Georgs genommen zu werden. Ungefähr so könnte auch Dernburg sprechen; und wäre zufrieden, wenn man ihn nach solcher Rede für den nüchternsten banker hielte. Drum entschleiert er das verrätherische Auge nicht gern. Neigt den Kopf seitwärts und bemüht sich, schlau und kühl, aus einer Winkelöffnung, in die Welt zu gucken. Doch merkt der Beobachter rasch, daß diese Ruhe erkünstelt, die Banalität des Ausdruckes von bewußter Absicht erzwungen ist und daß in diesem Schädelgewölb die Phantasie rastlos arbeitet. Merkt auch (wenn er Ohren hat), wo plötzlich die Hemmung versagt und das blitzschnell assoziirende Vermögen jeder Schranke zu spotten scheint. Eine merkwürdige Mischung von Positivismus und Fabulirsucht. Der Sohn eines Weltklugen, der die natürliche Pfiffigkeit in allen Kulturprovinzen zur Weisheit zu wandeln versucht, mit realer Macht rechnen, alle Pathetik belächeln gelernt hat; und einer zarten, einsamen Seele, die über feinen Büchern sann oder ins Blau hinauf träumte. Die Fassade hat Manchen getäuscht. I have that within which passeth show. Einfach ist dieser Mann nicht; mit einem Schlagwort nicht zu decken. Die Allure des gegen alle Pfeile und Schleudern gepolsterten Phlegmatikers dient nur als Schutzhülle. Und das röthliche Lid verhängt dem Späher die Flamme.

*

„Ich bin Kaufmann, meine Herren; und werde Sie deshalb mit Dem, was man in diesem Hohen Haus große politische Gesichtspunkte zu nennen pflegt, so selten wie möglich behelligen. Die nationale Bedeutung der Kolonien kennen Sie. Einen, der sie nicht kennt, noch heute nicht anerkennt, würde ich durch die schönste Rede nicht bekehren. Sie wissen auch, was manche Missionare und was unsere Soldaten drüben geleistet haben. Wenn im Ernst, nicht beim fröhlichen Redeturnier, einmal die Frage an Sie gestellt würde, ob wir das mit harter deutscher Arbeit urbar gemachte, mit dem Blute deutscher Menschen gedüngte Land aufgeben wollen: nur Wenige unter Ihnen, glaube ich, würden mit Ja antworten. Doch dünkt mich, daß wir die Kolonien nicht erworben haben, um einem Niggerhaufen unsere Flagge zu zeigen und ihn, wenn er sie nicht gehorsamst salutirt, mit kleinem Kaliber über die Grenze zu jagen; auch nicht, um das Christenthum zu verbreiten, dessen seelische Hoheit und sittigende Macht ich (vielleicht gerade weil es in meiner Familie noch nicht zu dem alten, kaum mehr beachteten Hausrath gehört) zu schätzen weiß, das aber erst auf

einer bestimmten Entwickelungstufe, unter der Herrschaft bestimmter Lebensbedingungen, dem Menschen zum inneren Bedürfniß wird und das der Fromme nicht zum Gaukelspiel schwarzer Schlauköpfe erniedert sehen mag. Wir müssen Kolonialkriege führen, wenn wir, durch eine Verletzung unserer Ehre oder unserer Interessen, dazu gezwungen werden. Wir wollen Jeden schützen, der den Beruf erweist (nicht nur: selbst in sich fühlt), dem Evangelium Seelen zu werben. Und wie die militärische und die bürgerliche Behörde gewissenhaft trachten wird, nur tüchtige, zuverlässige Männer, nicht verkrachte Existenzen, hinüberzuschicken, so, hoffe ich, werden auch Sie zu Ihrem Theil dafür sorgen, daß fortan nicht mehr ungebildete und ungeschickte Leute auf unserem Boden die milde Lehre Christi predigen. Die erste Stimme gebührt drüben aber nicht dem Offizier, dem Beamten, dem Missionar, sondern dem Landwirth, dem Industriellen, dem Kaufmann. Weil ich dieser Ueberzeugung bin, habe ich das Amt angenommen, als dessen Inhaber ich heute zu Ihnen spreche. Forschen Sie nicht, ob ich konservativ oder liberal sei, mich den Wünschen des Centrums oder der Sozialisten anschmiegen wolle. Ich bin auf diesem Posten nur Geschäftsmann. Meine, wie ich hoffe, nicht unpatriotische Absicht ist, in den Kolonien auf anständige, rationelle Weise dem Reich Geld zu verdienen und unser Lager von Allem zu befreien, was als drug und drawback unter Seufzern von Jahr zu Jahr weitergeschleppt worden ist.

Deshalb ist meine erste Pflicht, die wichtigsten Kolonien selbst zu sehen. Wir modernen Kaufleute trauen gern nur unserem eigenen Auge und hüten uns vor Geschäften, die wir nicht kennen. In den Berichten interessiren uns eigentlich nur die kahlen Ziffern; und auch die werden erst durch Anschauung lebendig. Wenn Sie mir nicht heute schon unzweideutig zeigen, daß mein Programm Ihnen nicht paßt, werde ich, im Einverständniß mit dem Herrn Reichskanzler, morgen die laufenden Geschäfte wieder an Herrn Geheimrath Seitz abgeben und mit dem nächsten Dampfer nach Afrika fahren. Sachverständige halten sich bereit, mit mir zu reisen. Festmähler und Galareden sind verbeten. Ich wünsche weder Empfänge noch Begeisterungvorschüsse. Ich komme Studirens halber und werde auch die höchsten Beamten der Schutzgebiete höflich ersuchen, mich die Gegenstände meiner Studien selbst wählen, die mir nöthig scheinende Auskunft selbst einholen zu lassen. Im Flug ist das Ziel, das ich mir gestellt habe, nicht zu erreichen; wer in Togo oder Ostafrika durch bekränzte Thüren schreitet, einen Blick in die Missionschule wirft, mit Turnern oder Sängern einen Schoppen leert und wieder an Bord klettert, kennt das Land noch lange nicht. Wahrscheinlich erst nach einem Jahr werde ich wieder vor Ihnen stehen.

Dann aber auch in den Winkeln Bescheid wissen, die Männer, die drüben für das Reich und für die Mehrung seines Nationalvermögens arbeiten, kennen und im Stande sein, Ihnen zu sagen, was ist. Und die Kolonisten werden dann nicht mehr zweifeln, daß die in Deutschland Regirenden sich ernstlich um sie kümmern. Das ist nicht unwichtig. Nur in einer Heimath fühlt der Deutsche sich wohl.

Wenn ich von unseren Kolonien gar nichts wüßte, also riskirte, nach meiner Rückkehr Ihnen sagen zu müssen, daher sei nichts zu holen, hätten Sie das Recht, hätten sogar die Pflicht, solches unsichere Experiment abzulehnen. So stehts aber nicht. Auf völlig unbekanntem Boden habe ich nie ein Geschäft begonnen; auch die Sanirungen, von denen Sie vielleicht gehört haben, stets nur da versucht, wo sie mir, unter richtiger Fürsorge, möglich schienen. Dieser Gewohnheit würde ich um keinen Preis, Rang oder Titel entsagen. Ich will hinübergehen, um die Eigenart unserer sehr verschiedenen Schutzgebiete, das Detail unserer Verwaltung und Wirthschaft erkennen zu lernen, bin aber sicher, daß ich im Ganzen nicht enttäuscht werden kann. Ohne den festen Glauben an den Nutzen unserer überseeischen Arbeit stünde ich heute nicht hier; und dieser Glaube stützt sich auf sorgsame Ermittlungen. Mit der Auswanderung in die Kolonien ist noch kein Staat zu machen; wird vielleicht auf Jahrzehnte hinaus keiner zu machen sein. Unser bester Besitz sind Plantagenkolonien. Wir haben mit Tabak und Kaffee einstweilen ziemlich schlechte Erfahrungen gemacht; gute in der letzten Zeit namentlich mit Kautschuk und Sisalhanf; ich habe auch die Zuversicht, daß ein nach moderner Methode betriebener Bergbau uns lohnende Ergebnisse liefern wird. Was die Viehzucht, die Oelbaum-, Mais-, Kakao-, Baumwolle- und Kopra-Kulturen, der Handel mit Elfenbein, Häuten, Palmenprodukten eingebracht haben, erfahren Sie aus den Handelsbilanzen. Riesenziffern finden Sie da nicht; können Sie auch nicht erwarten. Wer ernten will, muß säen. Wer bei der Aussaat knausert, darf sich nicht wundern, wenn die Ernte dürftig ausfällt. So denkt der Landwirth; und der Kaufmann sagt, daß man an den Geschäftsunkosten nicht knickern und nicht hoffen darf, da viel zu verdienen, wo man wenig hineingesteckt hat. Das Vorurtheil, alles in unsere Kolonien getragene Geld sei verloren, ist thöricht; die Privatleute, die immerhin schon eine Viertelmilliarde hinübergetragen haben, werdens Ihnen bestätigen. Unsere Kolonialbilanz sieht doch etwas anders aus, als der Herr Abgeordnete Erzberger sie in seinem Buch darzustellen bemüht war. Kolonialwirthschaft ist kein Geschäft, das man vom Medio zum Ultimo abwickeln kann. Und hat nicht auch in der Heimath manches Unternehmen, gerade von den größten manches, dem Greis erst den Gewinn gebracht, den der Jüngling su-

chen ging? Geduld wird nöthig sein, viel Geduld noch, meine Herren. Das britische Vorbild kann sie uns spät zur Theilung der Erde Gekommene lehren. Wenn Sie am nächsten Donnerstag Resultate sehen wollen, dann schicken Sie mich lieber gleich wieder fort. Ich bin nicht Beamter und falle mit meinem Programm.

Ich verspreche Ihnen kein Dorado (viele Engländer glauben freilich, unsere südwestliche Kolonie könne eins werden). Nur die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes, der in zwei Erdtheilen Erfahrungen gesammelt hat und auch den Bedürfnissen der Verwaltung nicht ganz so fremd gegenübersteht, wie Mancher von Ihnen wohl fürchtet. Eine große Bank ist ein Staat mit Budget, Ressorts, Parlament und Oeffentlicher Meinung; und wer im Aufsichtrath großindustrieller Unternehmungen vornan gesessen hat, kennt das Dickicht der ‚sozialen Fragen' und war gewiß auch einmal genöthigt, mit politischen und religiösen Stimmungen zu rechnen. Drüben ist das Gebiet und die Differenzirung größer. Landwirthschaft, Bergbau, industrielle Anfänge, Schule, Kirche, militärische und bürgerliche Verwaltung: von der Heimath aus ist das Alles nicht so leicht zu übersehen; und dabei habe ich die oft heiklen Forderungen internationaler Politik noch nicht erwähnt. Deshalb lautet der erste Satz meines Programmes: Schmälerung der Kompetenz, also auch der Verantwortlichkeit. Den Grundriß der Politik haben, nach dem Geist der Reichsverfassung, die Verbündeten Regirungen in Gemeinschaft mit Ihnen, meine Herren, zu bestimmen und meine Aufgabe kann nur sein, als zum Bundesrath Bevollmächtigter beiden Instanzen das zur Erkenntniß des Thatbestandes nöthige Material zu liefern. Wo es sich um internationale Fragen handelt, muß das Auswärtige Amt und dessen höchster Chef, der Herr Reichskanzler, entscheiden. Im Einvernehmen mit ihm werde ich Sie auch bitten, mich von jedem Zusammenhang mit der Militärverwaltung zu lösen. Nicht aus persönlichen Gründen. Ich könnte begreifen, daß es, nach der historischen Ueberlieferung aus großer deutscher Zeit, dem Stabsoffizier schwer würde, vor dem noch nicht ergrauten Kaufmann, ders nicht einmal bis zum Lieutenant gebracht hat, stramm zu stehen und ihm, an dessen militärischem Verständniß er zweifelt, ‚ganz gehorsamst' Meldungen zu machen. Doch diese Schwierigkeit wäre nicht unüberwindlich. Gehört aber das Oberkommando der Schutztruppen organisch zur Kolonialabtheilung? Sollen drei Geheime Räthe, unter denen meinetwegen ein Wirklicher Geheimer sein mag, nach Anhörung des Stabschefs über Krieg und Frieden, Strategie und Taktik bestimmen? Und wie viel kostbare Zeit bei dem Hin und Her zwischen Generalstab und Kriegsministerium, Oberkommando und Kolonialabtheilung verloren wird, haben die letzten Jahre

uns allzu deutlich gezeigt. Wir müssen die Fläche, auf der Reibungen möglich sind, verkleinern. Krieg ist ein nothwendiges und erziehlich wirkendes Uebel, nicht der normale Zustand in unseren Kolonien. Das Oberkommando der Schutztruppe gehört ins Ressort des Kriegsministers. Lieferungverträge sind in den Proviantämtern und Corpsbekleidungämtern abzuschließen, wo es an Sachverständigen nicht fehlt. Auch von den Kosten der Schutztruppe muß unsere Bilanz befreit werden. Die Kolonien sind Reichsland, wie Elsaß-Lothringen; das aus dem Defizit nie herausgekommen wäre, wenn es seine Armeecorps selbst bezahlen müßte. Was zum Schutz, zur Vertheidigung der Reichslande unerläßlich ist, hat das Reich zu tragen. Sie dürfen nicht sagen: Südwestafrika kostet uns seit dem Beginn des Bantuaufstandes eine Viertelmilliarde und ist erst, wenn es die wieder eingebracht hat, ein Aktivposten in unserer Kolonialbilanz. Sie müssen sagen: Die südwestafrikanischen Aufstände haben die Kosten der Reichslandesvertheidigung um eine Viertelmilliarde erhöht. Soll ein Reichsland dem Feind geräumt werden? Nein? Dann darf das Reich auch die Kosten der Vertheidigung nicht auf das Budget der unmündigen Tochter abwälzen. Ich taugt nicht zum Kommandanten und will weder mit der Verantwortlichkeit für militärische Beschlüsse noch mit deren finanziellen Folgen belastet sein. Und die Offiziere werden sich freuen, wenn sie mit uns Civilisten dienstlich nichts mehr zu thun haben. Durch solche Trennung wird auch draußen die Gelegenheit zu Friktionen zwischen Offizieren und Beamten seltener werden.

Was bleibt uns? Als Wesentlichstes: Verwaltung und Wirthschaft. Die Verwaltung muß, in der Centrale und draußen, modernisirt werden; darüber sind wir Alle einig. Auf die Stühle der Juristen und Kameralisten werde ich Praktiker setzen, Industrielle, Techniker, Bergingenieure, Kaufleute, erfahrene Männer aus der Marine; an die Schreibtische der Herren ‚Hilfsarbeiter' geschulte Buchhalter. Unsere Geschäftsberichte und Bilanzen sollen so klar sein, daß der rabbiateste Generalversammlungschreier nichts daran zu mäkeln fände. Daß drei oder sechs berliner Unterschriften nöthig sind, wenn auf Samoa Schreibpapier, in Togo ein neues Pult angeschafft, in Kamerun ein Bretterzaun errichtet werden soll: dieser Idealzustand kann ja nicht ewig währen. Die Polizeiordnung der schönen Stadt Halle ist sicher vortrefflich; ob sie gerade für Südwestafrika taugt, wäre immerhin zu erwägen. Die Gouverneure, für deren Auswahl ich dem Reichskanzler verantwortlich bin, müssen selbständiger werden; nicht verpflichtet sein, um jeden Quark nach Berlin zu schreiben. Erstes Gebot: Du sollst weder Akten anlegen noch Reglements erlassen, wenns irgendwie zu vermeiden ist. Mündliches Verfahren.

Telephon. Gehts gar nicht anders, Alarmirung der Schreibmaschinistinnen. Schnelle und kurze Erledigung aller Eingänge. Auf meine Reise nehme ich Leute mit, die in jedem Gouvernement eine moderne Organisation nach kaufmännischem Muster einrichten können. Und werde drüben jedem Beamten einschärfen: Du bist hier, um Deinen Landsleuten das Leben und das Geschäft zu erleichtern, und mußt, statt selbstherrlich zu regiren und Kastenzonen abzugrenzen, Alles wegräumen, was diese Männer hindern könnte, neue Werthe zu schaffen. Diese Werthe braucht das Reich; uns kann es entbehren.

Das Reich selbst kann nicht allzu oft als Großunternehmer auftreten. Unsere wirthschaftlich wichtigste Aufgabe wird sein, durch die Garantie sicherer Verzinsung (und durch andere Mittel, die nur in verschwiegenem Dunkel wirken) Kapital hinüberzuziehen und dem Handel die Wege zu öffnen. Dazu sind Eisenbahnen unentbehrlich. Fragen Sie die englischen Konquistadoren und Großhändler: ohne Eisenbahnen keine heute noch nützliche Kolonisation. Das schreckt Sie, meine Herren? Ich kenne keine afrikanische Bahn, die nicht nach ziemlich kurzer Zeit rentabel geworden ist. Lassen Sie sich die Bilanzen der lenzischen Gesellschaften vorlegen, wenn Sie es nicht glauben. Mit Eisenbahnbauten müssen wir anfangen; sonst fahren die Nachbarn im Schnellzug an unseren Ochsenkarren vorüber und lachen uns aus. Sparsamkeit kann die schlimmste Verschwendung sein: diese alte Lehre konnten Sie jetzt wieder in Swakopmund und auf dem Baiweg finden. Wir brauchen Häfen und Docks. Brauchen Zolltarife, die den Handel ermuntern, nicht lähmen. Bewährte Bergbaubeamte müssen den Boden untersuchen. Jeder Pflanzer, Unternehmer, Händler muß sicher sein, daß am Sitz der Behörden Gutachter und Berather nicht fehlen. Land- und Minengesellschaften, die nichts thun, das Land unkultivirt lassen und die wir zur Arbeit nicht zwingen können, nützen uns nicht. Nie wieder dürfen Verträge geschlossen werden, die das Reich in solche Nothlage bringen; die früher geschlossenen sind zu prüfen und, wenn sie rechtlich nicht anfechtbar sind, abzulösen. In der Wahl der Mittel würde ich dabei, als Vertreter des Reichsinteresses, nicht ängstlich sein. Ein Joch, wie es, zum Beispiel, die South West Africa Company in der Zeit bureaukratischer Geschäftsunkenntniß uns auferlegt hat, kann nach meiner Ueberzeugung, ein starkes und stolzes Volk auf die Dauer nicht dulden. Die Eingeborenen sind zunächst an Arbeit zu gewöhnen; erst labora, dann ora, hat Wissmann gesagt. Labora: Das muß auch für Jeden von uns die Losung werden. Auch bisher ist gearbeitet worden; nur war diese Arbeit vielleicht nicht immer so produktiv, wie sie zu wünschen wäre. Wir brauchen uns nicht darum zu kümmern, ob im Kasino der Oberlieutenant

Hinz mit dem Assessor Kunz Krakeel gehabt hat. Müssen aber die Stellen kennen, wo Etwas zu pflanzen, zu erschürfen, zu erhandeln ist; vor falschen Wegen warnen und die richtigen mit potenten Männern bevölkern. Müssen die zu lange verstaubten Kolonien verwalten wie ein Mustergut, eine moderne Industriegesellschaft. Wollen Sies auf dieses Programm mit mir wagen? Dann müssen Sie sich entschließen, auf Jahre hinaus (natürlich unter Wahrung Ihres in jedem Haushaltsjahr zu übenden Bewilligungrechtes) Geld für Meliorationen aus dem Reichssäckel zu nehmen. Und dürfen sich trotzdem nicht wundern, wenn der Goldregen noch eine ganze Weile auf sich warten läßt. Ich fordere erstens Geld, zweitens Geduld, drittens die Anerkennung der (doch wohl unbestreitbaren) Thatsache, daß Afrika, daß der Bismarck-Archipel und die Samoa-Inseln nicht zwischen dem Fritzendenkmal und dem Großen Stern liegen, also auch nicht nach unsern Rechtsbegriffen und Sittlichkeitnormen zu beurtheilen, mit unserem Kalkulatorenrothstift zu censiren sind. Wenn Sie mir diese drei Wünsche erfüllen, verspreche ich Ihnen noch immer nicht viel. Nur die ganze Kraft eines Kaufmannes, dem manches Geschäft von nicht geringem Umfange gelungen ist. Und, ohne Furcht, wortbrüchig zu werden, noch etwas nicht Unbeträchtliches: daß in künftigen Kolonialdebatten nicht nur von Mißhandlungen, Geschlechtsabenteuern, Fehlschlägen und Spagatzöpfen die Rede sein soll, sondern in erster Reihe von verständig konstruirten und vortheilhaft abzuwickelnden Geschäften. Denn schließlich sind wir ja übers Weltmeer gegangen, um drüben auf honorige Art Geld zu verdienen."

So (ungefähr) müßte der neue Herr sprechen. Excellenz Dernburg wirds gewiß viel besser machen; doch schon mit so nüchterner Rede, glaube ich, würbe er sich rasch eine Mehrheit. Unter Denen, die ölige Phrasen nicht mehr vertragen. Kredit bringt er nicht mit; und findet über sich Keinen, der ihn gewähren könnte. Doch er hat auch als Bankdirektor niemals, wie behendere Leute so oft, auf Kredit gelebt. Mußte immer bar, mit Leistungen, zahlen. Arbeiten kann er. Sich so in eine Sache verbeißen, daß kein Lockruf und keine Pferdekraft ihn davon wegbringt. Auch zäh und grob sein, heißts. Das ist kein Unglück. „Ein Genie", wird man sagen. Sagte es von Hansemann, wenn er einem Sozius oder Konsorten die Thür wies; von Siemens, wenn er, zwischen zwei Rauchwolken, auf Gott und die Welt pfiff. Der Enthusiasmus des Mannes, der nun das größte Spiel seines jungen Lebens beginnt, muß, für ein Weilchen wenigstens, die Leute mitreißen. Balzac hat ihn geahnt und Zolas Saccard ist unmoderner und schäbiger als er. Ob er über die Bindfäden

der Schreibstuben stolpern, in die Mausfallen der Bureaukratie tappen wird? Leicht lebt sichs in dieser Luft nicht. Der Herr Geheimrath hat selbst Miquel, manchmal selbst Bismarck die Amtsstunden vergällt. „Unmöglich, Excellenz. Das würde gegen den Paragraphen 777 verstoßen.“ Und die Diener schmunzeln niederträchtig, wenn der Chef die Unterschrift an die falsche Stelle setzt oder das Zimmer so vollgequalmt hat, daß der eintretende Mandarin entsetzt zurückprallt. Sehr klug, daß der Bankdirektor sich sofort zum Wirklichen Geheimen Rath, zur Excellenz machen ließ. Sonst würden die überlebenden Aktenhüter ihn huldvoll auf die Schulter klopfen. „Kommt Alles mit der Zeit, lieber Direktor; und wo ich aushelfen kann: stets zu Ihrer Verfügung! Meinen Sie eigentlich, daß man jetzt sacht Russen kaufen könnte?“ Die Excellenz hats besser. Direkter Vortrag beim Reichskanzler, ohne Umweg durch die dunkle Tschirschkyche; und zum Bundesrath bevollmächtigt. Kommt das Reichskolonialamt, dann kann dem Direktor kein Staatssekretär aus dem Tshin vorgesetzt werden; und bleibts bei der Kolonialabtheilung, dann hat der Wirkliche Geheime die Macht und die Würde der Chefs oberster Reichsämter. Noch viel klüger wärs, wenn er sich ausgemacht hätte, daß er an der Beseitigung der Skandalosa, an der Aufräumungarbeit nicht mitzuwirken braucht.

Die gerade erwartet aber die Oeffentliche Meinung von ihm. „Er soll saniren.“ Die Kolonialpolitik, nicht die Kolonialabtheilung. Dafür mag der Gerichtshof und die Disziplinarkammer sorgen. Wer die Abschiedsrede des guten Erbprinzen liest, dieses fleißig ausgefeilte Stück leerer Rhetorik, kann freilich glauben, die Schöpferkraft der Durchlaucht habe nur versagt, weil das Kolonialamt abgelehnt und so viel Arges enthüllt worden sei. Eine holde Selbsttäuschung. Der Langenburger hatte mindestens so viel Bewegungfreiheit wie ein Staatssekretär; konnte mit den „Enthüllungen“ bald fertig werden und brauchbare Gehilfen finden. Daß der Erbprinz in neun Monaten nicht die kleinste Talentprobe, nicht einen vorwärts führenden Gedanken produzirte, lag in ihm, nicht in den Verhältnissen. Es ging nicht. Das sah schließlich auch der in Norderney Regirende ein; und ließ mit dem Direktor der Darmstädter Bank verhandeln, ehe Erni ahnte, daß er das Quartier räumen solle. Als Alles in Ordnung war und der Kanzler als Taufgast in Berlin zu weilen geruhte, kams zu der Unterredung, „in deren Verlauf der Kolonialdirektor bat, sein Abschiedsgesuch befürworten zu wollen“. Nun soll rasch aufgeräumt und ausgeräuchert werden; denn in der zweiten Oktoberhälfte kehrt der neue Herr heim.

Ist der Schutthaufe gar so hoch? Das Ermittlungverfahren gegen den Major Fischer ist noch nicht beendet; schon jetzt aber recht zweifelhaft, ob ein

Zusammenhang zwischen Tippelkirchs Darlehen und Fischers Dienstpraxis nachweisbar sein wird. Im schlimmsten Fall: ein Mann über Bord; einer von all den tüchtigen und gescheiten Offizieren, die im Oberkommando und in der Schutztruppe ihren schweren Dienst thun. Merkwürdig ist, daß der Gesandte Stuebel und der Oberst Ohnesorg, deren Aufsichtführung als völlig unzulänglich erwiesen ward, unangefochten bleiben. Die personalia turpia (und anderer Kleinkram) sind in drei Wochen bequem zu erledigen. Dann noch drei wichtige Posten: Woermann, Tippelskirch, Podbielski. Woermann ist der Hauptinteressent des südwestafrikanischen Kolonialgeschäftes. Ein ganzer Mann und ein Kaufherr, wie er in alten Hansebüchern steht. Die Hamburger sagen ihm das Wort nach: „Ich wäre ein Esel, wenn ich einem Arbeiter eine halbe Mark über den Lohn gäbe, zu dem er mich zwingt." Ohne die Tünche der sozialen Heuchelei, würde Bismarcks Urtheil lauten. Ein Mann von beträchtlicher Lebensleistung und prachtvoller Einheit des Wollens. Aus Dem hat das Kulturbewußtsein keinen feigen Lispler gemacht. Seit drüben Krieg ist, verdient er zum ersten Mal ordentlich am Reich. Sollte er Tag und Nacht beten, daß Friede werde? Sich seinen kostspieligen Apparat, der lange nichts Rechtes eingebracht hatte, nicht so theuer bezahlen lassen, wie es irgend zu erreichen war? Wenn das Vaterland in Noth wäre, würde er vor Opfern nicht zagen. Doch im Reichshaushalt versickern die Summen, um die sichs hier handelt. Ists meine Schuld, daß Ihr Swakopmund versanden ließet? Meine, daß der Gegenkontrahent ein Tropf ist?.. Das, scheint mir, wird bei uns immer vergessen: für die schlechten Verträge und hohen Preise ist nicht der Kaufmann haftbar zu machen, der sie vorgeschlagen, sondern der Kunde, der sie ruhig hingenommen hat. Auf diesen mildernden Umstand könnte sich auch Herr Horst von Tippelskirch berufen. „Er hat hundert Prozent Dividende gegeben!" Richtig; einmal dreißig und einmal hundert. Aber er hatte mit kleinem Kapital (dreihunderttausend Mark) einen ungemein großen Umsatz erzielt (drei Millionen): konnte also, bei dem normalen Gewinn von zehn Prozent, auf das Kapital seiner G. m. b. H. hundert Prozent auszahlen. Und vorher war das Geschäft schlecht gewesen. Zu bedenken bleibt auch, wie viel in Südwest durch das Klima, die Transport- und Lagerverhältnisse ruinirt wird. Offiziere und Kolonialbeamte haben mir gesagt: Tippelskirch hat gut geliefert und sein Preiszuschlag entsprach nur seinem Risiko. Andere haben anders gesprochen. Jetzt aber hören wir nur die Konkurrenten, die natürlich Alles viel besser und billiger geliefert hätten. Jedenfalls haben beide Männer, der Rheder und der Armeelieferant (die schließlich, Ihr Tugendbolde, doch Geschäfts-

leute sind), sich aus der Kolonie nicht nur Verdienst geholt, sondern, wie alle Sachverständigen zugeben, sich auch um sie Verdienste erworben. Dürften also nicht wie Halsabschneider und Einbrecher behandelt werden. Bleibt Herr von Podbielski. Der noch schlimmer behandelt wird; als hätte er beim Skat gemogelt. Mit Fischer hat er finanziell nichts zu thun gehabt. Daß er an der Firma Von Tippelskirch & Co. betheiligt war, wußten wir Alle. Wußte der Kanzler. Wußte der Kaiser, der ihm, im Einverständniß mit Chlodwig Hohenlohe, erlaubt hat, sein Geld dort zu lassen. Und dem vom Kollegen Bülow der Meute Hingeworfenen jetzt die sichtbarste Satisfaktion gegeben hat. Der Minister war mit seiner Frau bei der Taufe des jüngsten Prinzen, hat dem Kaiser Vortrag gehalten und während der Manövertage dessen ältesten Sohn geherbergt. Einem unsauberer Praktiken Verdächtigen hätte solche Sonne wohl nicht geleuchtet. „Wir können Pod jetzt nicht als Schuld anrechnen, was wir selbst ihm zugestanden haben. Wenn er Fehler gemacht hat, wirds die Untersuchung lehren. Einstweilen liegt nichts gegen ihn vor. Wers anders ansieht, mag wohl um die eigene Popularität und Stellung mehr besorgt sein, als einem Staatsmann ziemt." Ein gerechtes und vernünftiges Wort. Das Aergerniß (über das hier ja das Nöthige offen gesagt worden ist) konnte vermieden werden. Den, ders ahnunglos gab, soll man nicht als Verbrecher anprangern. Wie wars denn im Fall Boetticher? Ein Staatssekretär hatte von Großkapitalisten eine Summe empfangen, die er nie aus eigenen Mitteln zurückzahlen konnte, und hatte sie benutzt, um den von einem Anderen der Staatskasse zugefügten Schaden zu ersetzen. Damals schwiegen die nun so Tugendsamen; oder schalten Den, der gezwungen ward, die Verschuldung ans Licht zu bringen. Jetzt wollen sie dem Agrarier, dem Junker an die Kehle. Neben den Podbielski und Puttkamer sind die Wilden dann wieder mal bessere Menschen. Auch für Klassenkämpfe gilt das grausame Kriegsrecht. Nur, scheint mir, ist der Minister lange genug durch die Spießruthengasse gelaufen. Er hat als Hüter der preußischen Landwirthschaft, Domänen und Forsten Geld in einer Firma gehabt, die dem Reich Kolonialwaaren liefert. Wie viel Geld? Diese nicht unwichtige Frage ist in all den Monaten noch nicht gestellt worden. Vierzigtausend Mark sollens sein; und 1904 dreizehntausend, 1905 vierzigtausend gebracht haben. Ein stattlicher Profit; der in den Jahren der Hochkonjunktur mit Kapital und glücklichem Griff aber auch von der Börse zu holen war. Und ist Tippelskirch wegen des excellenten Theilhabers in der Wilhelmstraße anderen Armeelieferanten vorgezogen worden, dann muß der gewissenlose Begünstiger an den Schandpfahl, nicht der Husarengeneral. Ergebniß: In der

Kolonialabtheilung war kein Mensch, der den Vortheil des Reiches zu wahren und Geschäfte zu machen verstand. Jetzt ist Einer da, den der Schlauste nicht schröpfen wird. Straft die Schuldigen; alle, nicht nur die kleinen, wehrlosen. Und dann kommt aus Zank und Stank endlich zu fruchtbarer Arbeit.

Der schlimmste Fehler wird im Gelärm kaum erwähnt; einer, der das Reich in jedem Monat mehr kostet, als der Firma Tippelskirch ihr Privileg in Jahren einbringen könnte. Kaiser, Generalstab, Erni, Oberkommando: Alle hielten im Mai und halten noch heute den Bau der Bahnstrecke Kubub-Keetmanshoop für dringend nöthig. Das Vieh verreckt in der Sandwüste, die Truppen können nicht auskömmlich ernährt werden, die Operationen stocken; und die Ochsenkarrentransporte kosten monatlich anderthalb Millionen Mark, die zum größten Theil in die Kapkolonie zu den Briten wandern. Vor zwei Jahren, im Oktober 1904, hat Generallieutenant von Trotha nach Berlin telegraphirt, der Bahnbau sei zur Sicherung des Südens unerläßlich. Im Januar 1906 wurde der Bau der Linie Lüderitzbucht-Kubub begonnen. Den Reichstag noch im Sommer einberufen? Lieber nicht. Lästige Interpellationen; und der Kanzler fühlt sich in Norderney gerade sehr wohl. Diesmal die selbe Geschichte. Deimlings Depeschen werden immer dringlicher. Er kommt ohne die Bahn Kubub-Keetmanshoop nicht vorwärts. In Berlin rührt sich nichts. Der Kanzler badet. Als die Vorlage in dem verärgerten Reichstag abgelehnt worden war, hatte der Kaiser, bei der Elbregatta, dem Abgeordneten Dr. Semler, der ihm vorgestellt wurde, nicht die Hand gereicht; sie, wie Einzelne gesehen haben wollten, zurückgezogen, als er die Worte „Mitglied des Reichstages" hörte. „Daß mein Kaiser mir nicht die Hand giebt, hat mich tief getroffen." Auf nach Norderney! „Ich will mir die Strecke selbst ansehen und, wenn ich die Nothwendigkeit des Bahnbaues erkenne, im Reichstag mit aller Kraft dafür eintreten." Wunderschön; Sie sollen auf Ihrer Privatreise sogar eine Militäreskorte haben. „Aber ich bedinge mir die vollste Freiheit des Urtheils für etwa erforderliche Publikationen aus." Aber natürlich, lieber Herr Doktor! . . Er ist schon unterwegs. Sollen wir wirklich warten, bis er zurück ist? Hundert gegen Eins ist zu wetten, daß der Reichstag die Vorlage nicht wieder ablehnt. Warum wird er nicht einberufen? Der Kanzler ist ja kerngesund und ungemein gesprächig. Der Kanzler, der die Verantwortlichkeit für diesen schlimmsten Fehler nicht ablehnen kann (Oberstlieutenant Quade hats, ohne ein unsachliches Wort, in einem Artikel jüngst bündig bewiesen) und der sich deshalb vielleicht in extremis entschlossen hat, einen Kaufmann als Helfer herbeizurufen. Darüber wollen wir uns einen Augenblick wenigstens freuen. Ein moderner Geschäftsmann im Bundesrath! Manche Dummheiten sind unwahrscheinlich geworden.

❦

Schule und Christenthum.

Als das Christenthum sich im römischen Reich auszubreiten begann, hatten die Schulen der höheren Stände sich von der Grundlage griechischer Bildung zur Höhe entwickelt. Die Kinder der niederen Klassen eigneten sich bei schlecht bezahlten Lehrern nur die nothwendigsten Kenntnisse an; der Staat fand nicht nöthig, sich einzumischen. Seit aber ein Kaiser den Ausspruch gethan hatte, die Fähigkeit, lesen zu können, sei die oberste aller Tugenden, und seit ein Besuch der Rhetorenschulen als Vorbedingung für den Eintritt in öffentliche Aemter galt, drängten sich Knaben und junge Männner zum Unterricht, der außer der Kunst des Lesens und Schreibens vor Allem der Kunst schöner Rede gewidmet war. Wir könnten diese Erziehung eine parlamentarische nennen, denn sie baute sich auf den Grundsatz, den Libanius in das Wort faßte: „Da Du gut zu sprechen verstehst, so verstehst Du auch, gut zu befehlen.“ Einfluß üben und Befehlsgewalt über Andere erreichen: Das war das Ziel der altrömischen Erziehung. Der persönliche Werth eines Mannes bestand allein in der Rolle, die er im öffentlichen Leben spielte. Die Redekunst wurde nach griechischem Vorbild gelehrt; mit den Dichtern und Philosophen, aus deren Werken sich dem Knaben die Welt der schönen Form erschloß, drängten sich die Bilder und Mythen der Götter in die jugendliche Phantasie, auch als die Tempel schon geschlossen, die heiligen Haine verödet waren. In den Schriften der Kirchenväter finden wir manche Klage darüber, daß den Kindern das Heidenthum eingeprägt werde und daß Dichterweisheit Teufelsweisheit sei.

Wie heute die Geistlichkeit mit allen Mitteln gegen das Eindringen der Naturwissenschaft in das Gebiet der Schule ankämpft, so stemmte sie sich in den ersten christlichen Jahrhunderten gegen die Gewalt der hellenischen Poesie, mit der alles praktische Wissen innig verknüpft war. Die Gebildeten, deren das junge Christenthum so sehr bedurfte, waren erfüllt vom Geist Homers, von Ciceros Gedanken, von den Lehren eines Plato und Aristoteles. Was sie in der Schule hörten, lasen und in schöner Rede wiederholen mußten, stand in einem seltsamen Gegensatz zu Allem, was sie in der Gemeinde vernahmen. Die staatlich anerkannte Religion, der die Eltern und auch die Lehrer angehörten, fand keine Heimstätte im Garten der Bildung, in dem noch Jahrhunderte lang die Feste Minervas gefeiert wurden. In diesem Zwiespalt liegt der Grund, daß unsere gesammte europäische Bildung von den getrennten Strömen hellenistischen Geistes und christlicher Ueberlieferung genährt wurde; denn die neue Religion, die Sitten und Staatsverfassung änderte, konnte nicht die Schulen der gebildeten Stände unterjochen, sondern mußte sich mit der „klassischen“ Welt auf andere Weise abfinden. Das Verhältniß von Kirche und Schule war der erste Kompromiß, den das Christenthum schloß, um aus

der Religion der Armen und Verlassenen zur herrschenden Kirche des Abendlandes zu werden. Tertullian begann die Reihe Derer, die für sich und ihre Gemeinde den Weg der Verständigung suchten; denn er sah ein, daß weltliche Bildung für das Leben nothwendig sei und ohne Bücher nicht erlangt werden könne. Das Buch war aber heidnisch, es bewahrte alle Weisheit der Väter im hellenischen Gewand und reichte sie nur im Namen der Olympier und ihrer Sänger. Niemals zeigte sich die Gewalt des geschriebenen Wortes so groß, so mächtig, so unabänderlich. Es war ein trauriger Ausweg, daß dem christlichen Lehrer befohlen wurde, den Schülern die Schönheit der Form zu preisen und den geistigen Inhalt des also Bewunderten zu verdammen. Die Götterbilder glitten in die Seele der Jugend, denn das kindliche Gemüth ist offen für alles Schöne. Christen kamen auf den Gedanken, die Bücher für den Unterricht selbst zu schreiben und Dichter wie Philosophen durch diesen Ersatz aus der Schule zu verbannen; aber das Unternehmen scheiterte an der Entwickelung der neuen Lehre. Damals erklärte der Historiker Sokrates ohne Umschweif: „Aus den Heiligen Büchern kann man die Kunst der Rede nicht erlernen, aber man bedarf ihrer, um die Wahrheit gut zu vertheidigen."

Die Schriften der Apostel und der Kirchenväter zeigten sich der gebildeten Welt zuerst in einem barbarisch schlechten Latein. Die Verbreiter des Christenthumes waren zunächst weder philosophisch noch literarisch hoch genug gebildet, um ihre Lehren einem verwöhnten Publikum ästhetisch vortragen zu können. Sie sprachen zu einfachen Leuten in einfacher Form, wie es heute die guten Landgeistlichen und die Franziskaner in ihren berühmten Volkspredigten thun, vielleicht auch wie geschickte Arbeiterführer in politischen Versammlungen. Ihre Reden mochten noch so verständig dem Zweck entsprechen: sie boten dem Unterricht keine Grundlagen, der den vollendeten Stil nicht entbehren konnte. In Zeiten der Decadence, wie in den Jahrhunderten des römischen Kaiserreiches, überwiegt stets die äußere Eleganz; dem Spiel der Worte wird übermäßige Wichtigkeit beigelegt. Die Verachtung, die das soziale Christenthum anfangs dem eleganten Leben, dem eleganten Stil in Schrift und Rede entgegenbrachte, mußte verschwinden, sobald es auch am Hof und in der Gesellschaft zu herrschender Stellung gelangte. Vater und Sohn Apollinarius, Gelehrte, Grammatiker und Rhetoren aus Syrien, übersetzten die Bücher Mosis in ein episches Gedicht von vierundzwanzig Gesängen, um den Homer zu ersetzen, sie schrieben Oden, Tragoedien und Komoedien für den christlichen Hausgebrauch und brachten die Schriften der Apostel in Dialoge, um Plato aus der Schule zu verdrängen. Aber das tendenziös Gewollte versagt immer, wenn es mit Dingen in Konkurrenz tritt, die durch uralte Bewunderung geheiligt sind. Die Bücher sind selten und lassen sich nicht improvisiren, in denen die Jugend ehrfurchtvoll ein Beispiel erblickt, ehe die

Erklärungen der Lehrer die reine, unbefangene Freude schädigen. Ohne Machtgebot, von selbst erheben sich im Lauf der Zeiten Dichtungen zu klassischen Werken, wie bedeutende Männer der Geschichte zu Heroen.

Die poetische Schönheit der hebräischen Poesie vermochte nicht auf Männer zu wirken, die an klare Sprache und logischen Satzbau gewöhnt waren. Unter den Gläubigen hätte es außerdem in den ersten Jahrhunderten für Sünde gegolten, den Maßstab eines Schönheitkanons an die Offenbarungen zu legen und ästhetisches Wohlgefallen daran zu finden. Der Heilige Hieronymus, der die Dichter des Alterthumes liebte, aber auch des Hebräischen mächtig war, begriff die Harmonie der Psalmen und schrieb: „David ist unser Pindar, unser Alkäos, unser Horaz, unser Catull!" Er lehnte sich auf gegen die weit verbreitete Ansicht, daß die Christen von Analphabeten und Rüpeln angeführt würden, und gab unter dem Titel „De viris illustribus" einen christlichen Plutarch heraus. Aber auch er kehrte immer wieder zu den „Quellen geistiger Freuden" zurück, aus denen er in der Jugend getrunken, und konnte nicht vergessen, was er aus Plato und Homer, aus Cicero und Vergil gelernt hatte. Als ihm die Eiferer seine klassische Bildung vorwarfen, rief er: „Wie könnt Ihr verlangen, daß ich meine Jugend aus dem Gedächtniß verliere! Ich schwöre, daß ich die Philosophen nicht mehr aufgeschlagen habe, seit ich die Schule verließ. Aber ich gestehe, daß ich sie gelesen habe. Muß ich denn Lethe trinken, um mich ihrer nicht mehr zu erinnern?"

Der Gegensatz zwischen Christenthum und antiker Bildung war größer und schwerer zu überwinden als der Gegensatz zwischen antiker und christlicher Moral. Da sich die sittlichen Begriffe des Alterthumes überlebt hatten und die Götter als Idole der Andacht abgenützt waren, fand der neue Glaube wohlvorbereiteten Boden. Nur die Schule, die sich selbständig abseits von der sozialen Straße entwickelte, blieb durch Jahrhunderte dem zunehmenden Einfluß der Kirche verschlossen und vereitelte den Plan aller leidenschaftlichen Gottesstreiter, das Heidenthum bis auf die letzte Erinnerung von der Erde zu vertilgen. In der großen Mauer, die zwischen den Zeiten aufgerichtet wurde, blieb eine Pforte. Sie war übersehen worden und führte ohne Umweg in den Raum, der zur Jugenderziehung diente. Als man sie gewahrte, gab es keine Möglichkeit mehr, sie zu verrammeln und zu verriegeln, denn alle Götter, alle Dichter, alle Philosophen hatten die Trümmer des Vergangenen bereits in die neue Wohnung der Menschheit getragen.

So entstand die ernste Frage, die mehr als ein Jahrtausend Kirche und Wissenschaft beschäftigte: Wie vereint sich Weltweisheit und Glaube, Götterpracht und Christenstrenge bei der Schulerziehung des Kindes? Die Sitten, die Feste, die Darstellungen der Bildenden Kunst dienten zum Beispiel, denn sie zeigten, daß mit Klugheit und Entgegenkommen das Ziel zu erreichen sei.

Aus den Feinden der Götter und Dichter wurden die Mönche deren Kustoden; sie nahmen ihnen langsam das blühende Leben und ließen sie in ihren Studirstuben austrocknen. Mit wechselndem Glück kämpfte die Kirche um die Schule. Das klassische Alterthum, dessen Gestalten mit jeder Frühlingssonne die verdorrten Glieder zu neuem Leben rundeten, suchte immer wieder der strengen Sündenlehre Herr zu werden, sobald ein abtrünniger Lehrer die Jugend begeisterte. Wenn sich auch heute der Kampf um die Schule weniger um Götterideale und humanistische Bildung dreht als früher, so sind es doch im Grunde die selben Verhältnisse, die am Anfang der christlichen Aera den Zustand eines sogenannten „faulen" Friedens heraufbeschworen. Wie man seit den Gesprächen des Minucius Felix beweisen wollte, daß die Philosophen von Plato bis auf Seneca nichts Anderes als die kirchlichen Lehren verkündeten, wenn auch in etwas befremdlicher Hülle, so suchte man sich später mit den Weltsystemen der Naturforscher abzufinden.

Die Gegenwart hat einen Punkt erreicht, wo wieder die Gegensätze auf einander stoßen. Ein Blick auf die Zeit, in der Kirche und Schule nicht zusammenkommen konnten, lehrt, daß die Trennung der beiden Mächte tiefinnerlich ist und daß ihre Arbeitgemeinschaft immer nur künstlich herbeigeführt wurde. Als die Philosophie zur Dienerin der Theologie herabstieg und keine Wissenschaft sich an die Oeffentlichkeit wagen durfte, ehe ein päpstliches „Placet" ausgesprochen war, stand der Unterricht in Europa auf der niedrigsten Stufe. Mit der freigewordenen Wissenschaft erhob er sich wieder; und was auf den Hochschulen ausgesät war, konnte Früchte in der Jugenderziehung reifen. Die Pädagogen scheinen aber nicht viel aus der Vergangenheit gelernt zu haben; nur wenigen ist klar, daß ihre große Aufgabe nicht darin besteht, der Kirche Handlangerdienste zu leisten, sondern darin, die Ideale zu hüten und zu verkünden, die neben der Kirche von Alters her grünten und blühten. Ein Gegensatz, der zum Konflikt führt, zeigt sich nur dann, wenn Unduldsamkeit auf der einen oder auf der anderen Seite Uebergriffe wagt. Dann kehrt die Kampfesstimmung wieder, die das Große nicht fördert und das Schöne verachtet. Wir haben den Untergang einer Civilisation vor Augen als machtvolle Warnung vor einseitigem Eifer und schmählicher Unduldsamkeit. Da erscheint es wahrhaft unbegreiflich, daß der drohende Schatten einer Reaktion noch immer weit hinein in das Sonnenland unserer Bildung ragt. Muß denn das Christenthum immer noch unduldsam sein? Tatian steht als lächerliche Figur vor unseren Augen, weil er die griechischen Dichter für Meister des Lasters erklärte und wünschte, daß ihre Werke untergingen. Das mag uns trösten, wenn wir Menschen sehen, denen moderne Forschung und Weltanschauung ein Gräuel ist, wie den Männern der ersten Jahrhunderte die lebensfrohe Antike.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Gogol.

In der „Zukunft" las ich neulich einen interessanten Artikel von Lew Tolstoi über Pascal. Der Artikel wird der russischen „Intelligenz" gewiß nicht gefallen. Das weiß Graf Lew Nikolajewitsch besser als jeder Andere. Mit der „Intelligenz" hat er auf ewig gebrochen, seit er sich erdreistete, ein so niederschmetterndes Urtheil über die erste Duma zu fällen. Das werden ihm die „intelligenten" Russen, die so eifrig an der Rebarbarisirung Rußlands arbeiten, niemals vergessen. Und nun erst der Artikel über Pascal! Graf Tolstoi rehabilitirt den Glauben, die Religion! Nieder mit dem Ketzer!

Aber der Artikel, mit dem Lew Nikolajewitsch die Bewunderer Pascals so plötzlich überrascht hat (wohl die Frucht der Lecture des erst jetzt ihm bekannt gewordenen Denkers) hat noch ein anderes hervorragendes Interesse durch den verblüffenden Vergleich, den Graf Tolstoi zwischen Pascal und Gogol zieht. „Ich glaube", sagt er, „an Gogol habe ich Pascal verstanden."

Um diese Parallele zu verstehen, muß man das Verhältniß der russischen „Intelligenz" zu Gogol kennen. Der geniale russische Humorist hatte an seinem Lebensende den Stab über seine Werke gebrochen und sich in seinen „Briefen an meine Freunde" als Prediger religiöser Moral entpuppt. „Der Mann ist verrückt geworden": so lautete alsbald das unwiderrufliche Urtheil der „Intelligenten", die sich einen hervorragenden Mann nur als einen kurzsichtigen Materialisten vorstellen können. Was Tolstoi in seinem Artikel darüber sagt, ist vollständig wahr. Gogols wundervolle, so schön und klar geschriebene „Briefe an meine Freunde" wurden vom „intelligenten" Rußland als wahnwitzige Hirngespinnste nicht mehr gelesen und über die vermeintliche „psychische Krankheit Gogols" besteht bereits eine kleine Literatur. Die Gegenbeweise werden einfach nicht beachtet.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß Gogol ein psychologisches Räthsel ist, dessen Lösung einige ernstere Denker Rußlands bereits versucht haben. Jetzt tritt an dies Räthsel auch Tolstoi heran. Er hat Pascal gelesen und in ihm nicht nur den Mann der Wissenschaft, sondern auch einen religiösen Geist gefunden. „Gerade so wie Gogol!" Der Gedanke ist der eines richtigen Russen, dem die „Gogolfrage" in seinem literarischen Bewußtsein stets gegenwärtig ist. Ein Schritt weiter: und Lew Nikolajewitsch „versteht Pascal an Gogol", aber auch Gogol an Pascal. Die drei media comparationis, die Graf Tolstoi in beiden Schriftstellern findet, sind: Ruhmsucht, Enttäuschung, religiöse Moralpredigt. Auf den ersten Blick eine sehr bestechende Parallele. Wie jeder Vergleich, hinkt aber auch dieser. Und nicht nur wegen der „ganz verschiedenen Eigenschaften", die Tolstoi in Beiden ganz richtig konstatirt, sondern auch wegen des Objektes der „Enttäuschung", das Tolstoi als „Ruhm-

sucht" bezeichnet. Ob Das für Pascal zutrifft, lasse ich dahingestellt. Für Gogol trifft es, nach meiner Meinung, entschieden nicht zu.

Gogol ist das größte humoristische Genie Rußlands, wenn man unter Genie einen Mann versteht, der Neues und Dauerndes schafft. Gogol hat Neues geschaffen. Niemand vor ihm hat das ganze russische Leben so fein empfunden, so wahrhaftig dargestellt, so humoristisch beleuchtet. Gogol hat Dauerndes geschaffen. Die von ihm ins Leben gerufenen Typen der russischen Gesellschaft, des russischen Volkes, der russischen Gutsbesitzer, der alten russischen Kaufmannschaft und des russischen Beamtenstandes sind unsterblich. Gerade so wie die englischen Typen von Dickens, wie Reuters Typen vom deutschen platten Lande. Gogol erscheint als der Größere, weil er ein ungemein größeres und reichhaltigeres Gebiet vor sich hatte als Dickens und Reuter; aber der Grundcharakter seines literarischen Talentes ist fast genau der selbe: der einer gutmüthigen Humoristik. Das ist auch der Grundcharakter seiner bedeutendsten Nachfolger in der russischen Literatur: Ostrowskis und Tschechows. Ostrowski hat überhaupt nichts Neues zu schaffen vermocht: er hat nur talentvolle Variationen über Gogols Typen aus der moskauer Kaufmannswelt geliefert.*) Und Tschechow (in seinen kleinen Erzählungen und Einaktern) stammt in grader Linie von Gogol ab. Freilich wollte Tschechow sich später zum russischen Weltschmerzdichter hinaufschwingen. Das gelang ihm nicht, da er nur Humorist und nichts weiter sein konnte. Genau das Selbe wie Tschechow ist auch Gogol widerfahren; nur hat Jeder auf seine Weise sich das Lebensende bereitet.

Gogol war als genialer Humorist geboren. Nach hohem Ruhm hat er nicht getrachtet; er war zunächst froh, wenn seine lustigen kleinrussischen Erzählungen sich lustige Leser zu verschaffen wußten. Wenn er sich seinem Talent einfach hingegeben hätte, so wären seiner Feder Meisterwerke des Humors zu danken. Es kam aber anders. Neben dem geborenen Humoristen saß schon früh in Gogol der Moralist, der Prophet, der über Rußlands gesellschaftliche Gemeinheit trauernde Patriot. Ein Jeremias, der für seine große Mission nichts als die Feder eines genialen Humoristen zur Verfügung hatte! Das ist Gogols (und Tschechows) Tragoedie. Das wäre auch die Tragoedie von Dickens und Reuter gewesen, wenn die Beiden in sich den Beruf gespürt hätten, die Geißel gegen ihre verrotteten Mitmenschen zu schwingen.

Gogol war sich des inneren Widerspruches bewußt. Er sagte sich aber: „Gott hat Dir die Gabe der Komik gegeben. Die Satire ist eine Art der Komik. Du mußt Satiriker werden, wie Juvenal einer war. Die Gemeinheit der russischen Gesellschaft soll unter Deinen satirischen Peitschenhieben zucken und bluten. Schreibe einen satirischen Roman: dann wirst Du Deine heilige

*) Es ist zu bedauern, daß Ostrowski in Deutschland fast ganz unbekannt geblieben ist. Vielleicht, weil er zu einseitig national ist.

Mission erfüllt haben." Gesagt, gethan! Gogol setzt sich mit dem tiefsten Ernst an seine „große Lebensarbeit": die „Toten Seelen"; er merkt aber nicht, daß er, statt der beabsichtigten beißenden Satire, eine Reihe der köstlichsten humoristischen Bildnisse russischer Gutsbesitzer schafft. Der erste Theil des Romans ist fertig. Er läßt ihn erscheinen und wartet auf die niederschmetternde Wirkung seiner „Satire". Die „Toten Seelen" erzielen aber, als humoristisches Meisterwerk, ungeheure Heiterkeit. Ganz Rußland begrüßt lachend sein ihm so plötzlich erwachsenes humoristisches Genie. Gogols Freunde, die auch in den „Toten Seelen" nur ein humoristisches Epos gesehen hatten, drangen nun in Gogol, er solle so rasch wie möglich den zweiten Theil seines „Lebenswerkes" fertig machen. Ganz Rußland werde ihm dafür danken. Die lieben Freunde hatten auch schon das Geheimniß vom „zweiten Theil" ausgeplaudert; und nun wurde Gogol von allen Seiten bestürmt, den „berühmten zweiten Theil" ja recht bald erscheinen zu lassen.

Und Gogol? Er war einfach niedergeschmettert. Niemand hatte sein Lebenswerk verstanden. Von seiner „beißenden Satire" hatte Niemand Etwas gemerkt. Und er hatte gehofft, daß man „in seinem Lachen seine verborgenen Thränen" spüren werde. Welche grausame Enttäuschung! Und gar erst der „zweite Theil"! Er hatte ihn ganz anders entworfen, als es die lachende Menge von ihm nun erwartete. Statt der im ersten Theil negativen sollte der zweite Theil positive Typen bringen; auf die Satire sollte die Moral folgen; der erste Theil zeigte uns die russische Gesellschaft, wie sie ist, der zweite Theil hatte uns zu zeigen, wie diese Gesellschaft sein sollte; dann hätte Gogol seine ihm von Gott auferlegte Mission erfüllt. Und nun war Alles so anders, so ganz anders gekommen! Er wird von Allen als der größte Humorist begrüßt und Niemand sieht in ihm den Bußprediger. Niemand hat sich in den von ihm erschaffenen Typen erkannt, Niemand sich über diese Typen empört; Alle haben nur gelacht. Welche Ungerechtigkeit, welche Kurzsichtigkeit der Menge!

Und doch hatte die Menge diesmal Recht gehabt. Es war wirklich unmöglich, Gogols „Thränen in seinem Lachen zu spüren." Das Lachen war zu gemüthlich und das „Milieu" seiner Typen war so eingehend und liebevoll humoristisch geschildert, daß man schon vor Lachen geweint hatte, ehe man an den „gemeinen, verrotteten" Typus herantrat, der dann auch wieder so komisch geschildert erschien, daß man abermals vor Lachen weinen mußte. Diese natürlichen Lachthränen hatte Gogol durch sein „Lebenswerk" erzielt; von den Thränen aber, die er selbst bei seiner Arbeit geweint hatte (hatte er sie wirklich bei der Arbeit und nicht vielmehr in den Pausen geweint?), war bei den Lesern nichts zu merken.

Gogol gab aber nach diesem ruhmreichen Mißerfolg die große Absicht nicht auf, seine Mitmenschen moralisch zu retten. Ja: sie hatten den hohen

Zweck seiner „Toten Seelen" im ersten Theil nicht erkannt. Im zweiten Theil werden sie ihn klar vor Augen sehen; denn da wird die satirische Maske abgelegt und der Autor wird ganz ernst zu seinen Lesern sprechen. Freilich werden sie in ihren Erwartungen getäuscht sein, da sie nichts die Lachmuskeln Reizendes finden werden. Desto besser! Sie sollen endlich aufhören, zu lachen; denn sie leben in einer bitter ernsten Zeit. Das sollen sie jetzt einsehen.

Und Gogol ging nun, mit betrübter Seele, aber voll Hoffnung, an die Arbeit. Hier erwartete ihn aber eine neue Enttäuschung. Er wußte wohl, daß er den so rasch erworbenen Ruhm beim Erscheinen seines „zweiten Theiles" einbüßen werde, hoffte aber, ihn durch die Gediegenheit seiner ernsten Arbeit wiederzuerlangen. Doch je mehr er sich den Zwang auferlegte, ernst bleiben zu wollen, um so klarer wurde ihm das Bewußtsein, daß es ihm wider die Natur gehe, einen ernsten Roman zu schreiben. In einer kurzen Abhandlung, einem wissenschaftlichen (etwa historischen) Artikel, in seinen Briefen konnte er ganz ernst sein; überall da, wo von ihm sein Verstand, nicht sein Talent in Anspruch genommen wurde; sobald er sich aber zur rein künstlerischen Arbeit hinsetzte, konnte er beim besten Willen nur humoristisch wirken; und wenn er durchaus ernst werden wollte, wurde er einfach langweilig und man merkte, daß es kein freies künstlerisches Schaffen, sondern Zwangsarbeit war. Das merkten auch die wenigen Freunde, die den zweiten Theil der „Toten Seelen" zu hören oder zu lesen bekamen. Das merkte aber sehr bald auch der Künstler selbst.

Nun war es aus mit seinem Lebenswerk. „Possenreißer" wollte er nicht sein und zum Propheten fehlte ihm das „flammende Wort". Er beschloß, sein künstlerisches Schaffen aufzugeben und seinen von Gott ihm auferlegten Beruf als verfehlt zu betrachten. Er vernichtete den zweiten Theil seines Lebenswerkes und gab statt dessen seine „Briefe an meine Freunde" heraus, in denen er in einfach schönen Worten seine wahre Seele, seinen innigen Glauben an Gott, seine heiße Vaterlandliebe ausgesprochen hatte.

Diese „Briefe" erregten sofort nach ihrem Erscheinen eine allgemeine Entrüstung der russischen „Intelligenz", an deren Spitze damals (in den dreißiger und vierziger Jahren) Wissarion Bjelinskij stand, der talentvolle, aber grundsatzlose Literaturkritiker, der Vater der Nihilisten von 1860. Gogol wurde von ihm, wegen der religiösen Tendenz seiner „Briefe", mit dem Bann belegt; zuerst als Verräther, dann als Verrückter.

Das war Gogols tragisches Los. Er hat sich in seinem Talent geirrt. Er hat sich Satiriker geglaubt und war nur Humorist. Von „Ruhmsucht" aber war bei ihm keine Rede. Seine Enttäuschung entsprang nicht der Erkenntniß, daß der Ruhm nichtig sei, sondern der Erkenntniß, daß sein Talent für den ersehnten Prophetenberuf nicht tauge. Dem Glauben an Gott ist er

aber sein ganzes Leben lang treu geblieben. Er schrieb später nicht mehr, zog sich zurück und verkehrte nur mit wenigen Auserlesenen. „Diese Auserlesenen", sagen unsere russischen Intellektuellen, „haben ihn vollends verrückt gemacht."

Anders gestaltete sich das tragische Los Tschechows. C'est exactement la même chose, seulement c'est tout-à-fait le contraire.

Gogols Freunde riethen dem Humoristen, Humorist zu bleiben, und Gogol gehorchte ihnen nicht. Tschechows Freunde aber riethen ihm, sein eigentliches Feld zu verlassen und der Dramatiker des russischen Weltschmerzes zu werden: und leider ließ er sich von ihnen dazu verleiten. Nun ist es aber mit dem Weltschmerz eine eigene Sache. Weltschmerz mit einer Aussicht ins Jenseits, wie der Weltschmerz Pascals oder Gogols, hat seinen festen Grund und Boden in der Lehre des Nazareners. Weltschmerz ohne Glauben ist ein aussichtloses Trampeln in einem garstigen Morast. Das war Tschechows Weltschmerz.

Tschechow hatte sich als Humorist einen hübschen Namen gemacht, als seine Freunde von der liberalen „Intelligenz" ihm zusetzten, er solle doch nach einem höheren Ziel streben und für die Sache der Freiheit, der Reformen arbeiten. Nun lag aber das politische Gebiet dem guten Anton Tschechow völlig fern. Er begnügte sich deshalb, gerade wie Gogol, damit, das irdische Leben als ganz niederträchtig und gemein darzustellen, ohne auch nur anzudeuten, auf welche Weise man diesem trostlosen Zustand ein Ende machen könnte. Und so entstanden seine Weltschmerz-Komoedien „Die Möwe", „Onkel Wanja", „Die drei Schwestern" und ein paar andere, wo die komischen Figuren einfach köstlich sind, die Handlung des Stückes aber nichts ist als ein sinnloses Herumtappen ohne Anfang und ohne Ende. Das sahen denn auch bald Tschechows Freunde ein und behaupteten nun, das Drama brauche überhaupt keine Handlung; brauche nur Stimmung. Daß das Drama von Handlung lebt, verschwiegen sie. So wurde denn aus Tschechows Dramen ein wunderliches Gemengsel von drolligem, urwüchsigen Humor und langweiliger, hoffnungloser Weltschmerz-Sentimentalität. Und der arme Tschechow starb (an der Schwindsucht), ohne sich aus dem fatalen Irrthum befreit zu haben. Gogol war glücklicher. Er hatte seine endliche Zuflucht im Glauben gefunden; Tschechow aber hatte diese Zuflucht nicht.

In der ganzen internationalen Literaturgeschichte wird kaum eine Parallele zu den Erlebnissen Gogols und Tschechows zu finden sein. Wo ist der dritte große Humorist, der sein Talent zu anderen, seinem Wesen, dem Humor, völlig fremden Zwecken verwenden wollte und dabei zu Grunde ging?

Zwischen Gogols und Pascals Los aber einen Vergleich ziehen, hieße, die grundverschiedenen Charaktere der beiden Männer völlig mißdeuten.

Paris. Wladimir Gringmuth.

Selbstanzeigen.

Knud Hjortö: Zwei Welten. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen. Stuttgart, Axel Junckers Verlag.

Der Romanleser par excellence wird dieses Werk nicht hoch bewerthen; das gedanklich-psychologische Moment überwiegt darin. Besonders hinweisen möchte ich auf das Buch, weil das Mißtrauen deutscher Leser gegen die Ueberfülle an importirter skandinavischer Literatur längst erwacht ist und weil Hjortö nicht verdient, unter diesem Mißtrauen mitzuleiden. „Zwei Welten" kann mit seinen Gedankenschönheiten und seinen künstlerisch feinen Details auch in Deutschland ernstes Interesse beanspruchen. Mit männlich-sicherer Kraft und Konsequenz beleuchtet Hjortö das Eheproblem von einer bestimmten Seite. Zwei stolze, selbständige Menschen begehren und wählen einander zur Ehe. Vieles fesselt den Einen an den Anderen, ohne daß der zündende Funke der großen Leidenschaft aufleuchtet. Die kühle, an sich selbst ermüdende Vernunftkultur Niels Grandlevs wird heftig angezogen von junger, in Leben und Zukunft hineinjauchzender, hineinschreiender Mädchen-Barbarei; und die kleine Barbarin Helga kommt dieser Kultur und ihrem Träger gern entgegen und nimmt von ihr an, was ihr dienlich sein kann. In dem Denker lebt zugleich der begehrende Mann, den seine Kultur hindert, zum „Kraftbanditen" zu werden. „Eroberung ist stets von einer gewissen Unterjochung begleitet; und er hatte kein menschliches Recht dazu, sie so nah an sich zu ziehen, daß ihr freies Wachsthum gehindert wurde. Er wußte, was Seele ist, und er schauderte vor Seelenzwang zurück wie vor einer unnatürlichen Sünde." Helgas Selbständigkeit, ihr instinktiver Widerwille gegen vertrauten Verkehr mit anderen Menschen, ihre eigene künstlerische Veranlagung: all Das dient zur Verschärfung des Konfliktes. Lange schwankt sie zwischen Grandlev und ihrem Selbst. Der Mann ist ihr nicht das „Absolute". Helga: „Darf man sich verheirathen, wenn man mit einer ganzen Menge in sich umhergeht, davon man nicht weiß, was daraus werden soll?" Grandlev: „Ob man es darf, weiß ich nicht; doch man thut es allgemein und die ganze Menge wird zu einer Menge Kinder." Grandlev empfindet die Schwierigkeit darin: „Der Mann zu sein, der Etwas thun oder sagen muß, das helfen kann Das Wort zu finden, das in ein grübelndes Mädchengemüth als die Lösung des von ihm selbst nicht verstandenen Räthsels fallen kann, ist eben so leicht, wie in tiefster Dunkelheit nach der Scheibe zu schießen." Die Worte versagen. „Physische Erotik hilft über Vieles weg, aber reicht auf die Dauer auch nicht aus; denn eine Frage, der Kraft innewohnt, will beantwortet sein und ein Problem, das ohne Antwort hinwelkt, hinterläßt ein Loch in der Seele." Mit großer, weit ausblickender Kunst malt Hjortö den Kampf dieser beiden Seelen, die einander anerkennen und wieder verleugnen, sich für einander aufopfern möchten und wieder einander trotzen. Intellektuell das Höchste erreicht Hjortö in der scharfsinnigen Selbstanalyse des Helden, die Niels Grandlev an das Ergebniß heranführt: „Unsere Ehe kann nicht unter der Annahme fortgesetzt werden, womit sie begonnen wurde: daß Du (Helga) genug an mir hättest oder daß ich doch mehr für Dich bedeutete als irgend etwas Anderes. Diese Auffassung ist durch die Erfahrung widerlegt worden. Du sollst mich für Das nehmen, was ich bin: Etwas neben Deiner Kunst, nichts Ganzes. Was ich Dir zu bieten habe, ist nicht viel; die Hand, die ich nach Dir ausstrecke,

ist nicht warm, aber auch nicht schlaff oder gänzlich gleichgiltig. Bist Du wirklich mit so wunderbarer Kraft an mich festgewachsen, an mich, den halbdürren Baum der Weisheit? Ich, der so viel zu wissen meinte, ich weiß nichts in dieser Frage, die das Leben eines Menschen betrifft." Herbe Resignation ist das gemeinsame Los dieser beiden „Doppelmenschen, für die es keine ganze Leidenschaft giebt, die nichts Sicheres über das Glück wissen, aber einander nie mehr enttäuschen können."

Hermann Kiy.

Nackt-Kultur. Erstes Bändchen: Allgemeines, Fußpflege. Steglitz, H. Pudors Verlag. 2 Mark.

Aus der modernen Naturwissenschaft leite ich die Forderung der Nacktheit ab. Wenn der Mensch ein echtes Wirbelthier ist und alle anatomischen Merkmale des Affen hat, so ist anzunehmen, daß die Natur den Menschen wie alle anderen Säugethierarten mit vollkommener Hautorganisation als der natürlichen Kleidung geschaffen hat. Auch vom Standpunkte des religiösen Glaubens ist aber nicht einzusehen, warum Gott das vollkommenste Wesen so geschaffen haben sollte, daß es den Thieren das Fell abziehen muß, um sich damit zu bekleiden. Aber ist eine Kultur, eine Fortsetzung unseres Kulturlebens ohne Kleider möglich? Diese Frage soll im dritten Bändchen der Serie beantwortet werden. Einstweilen wird nur daran erinnert, daß die Natur keine Sprünge kennt und daß sich der Umschwung von der Kleiderkultur zur Nackt-Kultur ganz allmählich vollziehen wird.

Steglitz. Dr. Heinrich Pudor.

Der gläserne Gott. Vier Novellen. Axel Juncker, Stuttgart. 3 Mark.

Eine Probe:

Die Hochzeit der Giuditta Carra-Verrucci, die nun Signora Moretti hieß, hatte stattgefunden. Lothar besuchte sie in ihrem Palazzo in Neapel. Es war ein dunkler, frostig pompöser Bau aus dem siebenzehnten Jahrhundert, ein Bau, dessen mit wuchtigen Putten und gewundenen Säulen geschmücktes Thor sich in enger Gasse zwischen ärmlichen, Feuchtigkeit ausschwitzenden Miethhäusern erhob. Ein morscher, alter Diener, der ein Trinkgeld zu erwarten schien, wie der Aufseher einer Privatsammlung, öffnete ihm. Die verstaubte breite Steintreppe, riesenhafte, schwarz gewordene Gemälde an graugetünchten Wänden, zerbrochene Scheibencarreaux in schmalen, hohen Fenstern ließen kaum vermuthen, daß dieses Grab ehemaligen Wohlstandes der Schauplatz einer jungen Ehe war. Ueberall lag eisig feuchter Moderhauch. Lothar wurde in einen Raum mit unwirthlichem Steinboden geführt. Zu der gewölbten Decke mit mythologischen, ganz roh erneuerten Fresken, zu den hohen Barockthüren mit den übertrieben stark profilirten Frontons paßte schlecht die dürftige moderne Einrichtung, die in einem Haushaltungbazar zusammengekauft schien. Ein muschelförmiges Sofabruchstück, einige zusammenklappbare Leinwandstühle bildeten das Hauptmobiliar in dem für moderne Wohnbedürfnisse viermal zu großen Raum. Um den dünnen kleinen Teppich zwischen den Möbeln mußten sich die Füße der Sitzenden streiten. Einiges in Stein gebildete Obst auf dem Mitteltisch war die Hauptannehmlichkeit für die Sinne, falls man von der an die Wand gemalten Thür absah, aus der eine feurig blickende Frau unaufhörlich in das Zimmer zu treten schien. Signora Moretti ließ nicht warten. Sie

kam in einem mondän gearbeiteten tea-cosy von billigem mauvefarbigen Stoff. Ihr Gesicht war wenig verändert. Sie hatte sich die mädchenhafte Scheu abgewöhnt, die sie früher nicht übel spielte. Die neue Rolle paßte besser zu ihr; so war der Reiz des Kontrastes verschwunden. „Ah, mon ami, c'est vous! Comme vous êtes gentil de vous souvenir de nos beaux jours à Sorrente.“ Es war räthselhaft, warum sie Französisch sprach. Sehr schnell verfiel sie wieder in ihr neapolitanisches Italienisch und redete ihren Besucher mit voi an. Sie spielte krampfhaft die Dame von Welt und schien Lothar sehr zu ermuthigen, den nun fälligen Wechsel einzulösen. Wenn ihn die bizarr verderbte Giuditta des Sommers verwirrt hatte, so belustigte ihn kaum ihr neues Stadium provinzialer Versumpfung nach pariser Schablone, wie sie sich in so vielen spanischen, italienischen und Balkansalons wiederholt. „Wir sind jeden Donnerstag Abend für unsere Freunde zu Haus“, sagte sie; „aber wer mich allein treffen will, muß um Fünf kommen, in der Dämmerung, entre chien et loup.“ Sie sprach noch ein seltsames Wort aus, das vielleicht five o'clock heißen sollte.

Oskar H. Schmitz.

Münchhausen und Klarissa. Ein berliner Roman. Titelzeichnung und Vignetten vom Verfasser. Oesterheld & Co., Berlin. $3^1/_2$ **Mark.**

Als ich im Jahr 1889 mein erstes Buch, „Das Paradies, die Heimath der Kunst“, herausgegeben hatte, „gründete“ ich auch gleich eine Zeitschrift für „neue Kunstziele“. Die erste Nummer dieser Zeitschrift ist „natürlich“ niemals erschienen; das Programm der Zeitschrift wurde aber gedruckt. Und es kommt mir heute fast vor, als wäre ich in meinem ganzen Schaffen niemals über das Programmatische hinausgekommen; mir ist, als hätte ich immer wieder nur das Programm „für die neuen Kunstziele“ geschrieben. Und auch mein neuer Roman ist eigentlich abermals nur das Programm für die neuen Kunstziele. Demnach wird man sagen, ich hätte nur ein einziges Talent: das, mich immer zu wiederholen. Man thut mir aber bitteres Unrecht, wenn man mir Das sagt. Was ich im „Paradies der Kunst“ anno 1889 nur in flüchtigen Umrissen ahnte, habe ich in den vielen späteren Jahren auszubauen versucht. Und ich glaube, Dieses und Jenes ist mir doch so klar geworden, daß es suggestive Kraft haben könnte. Und ich glaube, daß die Leser meines Münchhausen-Romans jetzt mit Leichtigkeit begreifen werden, wie ich meine neuen Kunstziele zu erreichen gedenke. Ich will nicht durch Nachbildung, sondern durch freie Komposition der Sinneseindrücke Das schaffen, was man als „neue Kunst“ bezeichnen kann. Bevor man sich aber ein Urtheil über diese „radikal-phantastische Richtung“ bildet, thut man mir wohl den Gefallen und liest erst, was ich in meinem Münchhausen-Roman geschrieben habe. Mir lag durchaus nicht daran, nur einen kleinen Scherz zu veröffentlichen; ich wollte endlich etwas Grundlegendes bieten. Mir ist die Kunst, die das Daseiende einfach kopirt, ein Gräuel. Ich lehne die mir banal erscheinende Theorien des Naturalismus und Impressionismus ab. Ich behaupte, daß der allergrößte Theil der gesammten europäischen Kunstthätigkeit für den Orkus reif ist. Und dabei kommt es mir thatsächlich vor, als wenn ich in meinem Münchhausen-Roman etwas Neues biete, das besser ist als das für den Orkus Reife. Erst nach der Lecture versuche man, mich anzugreifen.

Paul Scheerbart.

Hausmanns Galilei.*)

Galileo Galilei vor dem Konzil: das Motiv als solches hatte den Maler Friedrich Karl Hausmann längst schon interessirt. Den Maler verführten die bunten Ornate der vielen, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum vereinigten Kirchenfürsten; und der junge Kunstrevolutionär berauschte sich an der Gestalt des Muthigen, der einer erlauchten, auf alte Lügen schwörenden Versammlung die neue Wahrheit entgegendonnert. Hausmanns frühste, von überschäumendem Temperament erfüllte Galilei-Skizze entstand auch bereits in seinen ersten pariser Tagen, als Erinnerungen an belgische Historienbilder sich in seiner Seele mit Eindrücken verschwisterten, die Hausmann vom Kolorismus eines Delacroix empfing. Die chaotische Wirrniß in der Komposition dieses Entwurfes, die Kopf an Kopf gedrängten Priester, auf die vom Seitenfenster her ein greller Lichtstrahl fällt: in Alledem offenbart sich ein Schüler der Gallait und De Biéfve. Doch ohne die Anregung durch den pariser Rubens hätte Hausmann mit der Farbe allein Galileis geistige Isolirung nicht auszudrücken vermocht. Die ganz in düsteres Schwarz gehüllte Gestalt des Forschers nimmt die hellste Stelle des Bildes ein; von diesem farbigem Höhepunkt aus schwächt sich die Intensität des Lichtes nach beiden Seiten hin ab und der Thron des Großinquisitors ist von nächtigem Dunkel umschattet. Diesem Farbenkontrast mit seiner handgreiflichen Symbolik, der die Wirkung des Ganzen bestimmt, hat Hausmann mancherlei koloristische Gegensätze untergeordnet; aber es sind ihrer zu viele und so findet das Auge keinen Ruhepunkt in diesem Farben-Tohuwabohu. Hausmann selbst erkannte die Fehler dieser Skizze und sein gereiftes Urtheil korrigirte sie in Rom durch eine andere. An dem zweiten Entwurf überrascht eine kühle Helligkeit, die den Farbenkontrasten ihre Schärfe nimmt; auf das Unterstreichen des Gegensätzlichen verzichtete Hausmann ganz; während er früher auf möglichst viele von einander verschiedene Farben bedacht war, strebte er, nach seinen eigenen Worten, jetzt nur nach dem „Vielerlei in der Einheit", nach „Tonreichthum".

Das große Bild sollte die glänzende Komposition und Farbendramatik der ersten Skizze mit den Vorzügen der zweiten, vor Allem mit ihrer Raumgestaltung verbinden. In der „Stanza della segnatura", vor den Fresken Raffaels war Hausmann sich über die Aufgabe der Architektur in einem Bilde klar geworden. Sie sollte durch die Harmonie edler Verhältnisse das von der bunten Bewegtheit der Handlung ermüdete Auge beruhigen, sollte, ohne die Gestalten zu erdrücken, durch die Verbindung von imponirender Massigkeit und wohlgegliederter Rhythmik der Szene den Charakter des Feierlich-Grandiosen geben. Darum verlegte Hausmann die Handlung von ihrem historischen Schauplatz, der gothischen Kirche von Santa Maria sopra Minerva, in einen für solche Zwecke besser geeigneten Centralbau der Spätrenaissance, wobei er die „vollendet schöne Gliederung des Raumes" und besonders die „herrlichste Anordnung des Lichtes" seinen Plänen dienstbar

*) Ueber das Werk und die Persönlichkeit des Malers Friedrich Karl Hausmann veröffentlicht der Kunsthistoriker Dr. Emil Schaeffer Ende September (bei Julius Bard in Berlin) ein Buch, dem ich, auf Wunsch des Autors, hier ein Fragment entnehme. Ich hoffe, daß es der sorgsam vorbereiteten und liebevoll ausgeführten Studie Leser wirbt.

machte. Ein schwerer Teppich aus weißem Brokat, der dem ganzen Raum seine Tiefe und dem Purpur der Kardinäle davor eine neutrale Folie giebt, scheidet die Apsis mit ihren goldenen, im Sonnenglanz aufglühenden Mosaiken von dem eigentlichen Tribunal, dem bis zur halben Höhe dargestellten Kuppelraum. Hier haben, eine Runde bildend, Galileis Inquisitoren sich gelagert; und zwar kleidete Hausmann die Bischöfe des äußersten Vordergrundes in dunklere Trachten als jene, die dem Angeklagten zunächst sitzen. Die zweite, den Hintergrund umfassende Kreishälfte scheint vollends wie von Licht überfluthet. Die graue Marmorwand zur Rechten des Großinquisitors, der weiße Teppich mit seinen goldenen Streifen, die Kanzel mit ihrer gleißenden Kosmatenarbeit, das jubelnde Roth im Ornat der Kardinäle, das Weiß der Chorknaben und Benediktinermönche, die mit Edelsteinen geschmückten Mitren und mit Gold durchwirkten Pluviali der Bischöfe, die vielen, überall eingestreuten gelben, rosa- und orangefarbigen Bänder, der schilfgrüne Bodenbelag auf der Estrade: all diese Lichtwogen strömen leuchtend in und über einander. Und doch haftet der Blick nur an dem ganz in Schwarz gehüllten Galilei, der allein auf der dunklen, unbedeckten Steinfliese steht und an dessen düsterer Gestalt sich die brausende Helligkeitfluth zu brechen scheint. Das Gerippe dieses tragischen Farbenspieles wird von einer Menge koloristischer Episoden umkleidet, die bezeugen, daß Hausmann seine ganze Erfahrung diesem riesengroßen und doch an keiner Stelle uninteressanten Gemälde zukommen ließ. Man betrachte das rothe Barrett auf dem grünen Teppich rechts vorn, die von Juwelen strahlende Mitra, die so luftumflossen gegen das zarte Grün der Estrade steht; man achte darauf, wie auf diesem Podest das blanke Weiß der priesterlichen Ornate, bei den Geistlichen der zweiten Sitzreihe in das mildere der Benediktinerkutten übergehend, im Brokat des Teppichs leise verklingt. Solche Feinheiten, deren man rasch ein Dutzend aufzählen könnte, erheben, was die Malerei an sich betrifft, Hausmanns Galilei vielleicht zum besten deutschen Historienbild; aber auch dem Geistigen des Themas bleibt es wenig schuldig. Nicht jeder dieser hundertsechsundzwanzig Geistlichen trägt auf seinen Schultern einen „Charakterkopf"; aber was immer unter dem weiten Gnadenmantel der Kirche sich zusamendrängt, den Fanatiker, der funkelnden Auges sein „crucifige eum" in die Halle brüllt, den gedankenlos gutherzigen Mönch, den Asketen mit seinen vom Wachen und Hungern abgezehrten Armen, Prälaten von anmaßender Dummheit und gedankenloser Indolenz, schlichte Beter, Diplomaten und Patriarchen voll strenger Milde: Alle berief Hausmann zu diesem Tribunal und Jeder stellt sich auf seine besondere Weise dem großen Ketzer gegenüber. Dabei strebte Hausmann, da er sich nun einmal zu dem Historienbild entschlossen hatte, auch nach historischer Treue. Zu Haufen geschichtet, lagen in seinem Atelier Kostüm- und Portraitwerke; er studirte Medaillen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts und übernahm endlich, um dem Bilde den Reiz des Zuverlässigen zu sichern, in seine Darstellung berühmte Portraits; in erster Linie Van Dycks Kardinal Bentivoglio und Tizians Paul den Dritten.

Auch von den Schwächen des Werkes muß aufrichtig gesprochen werden. Daß Niemand, der nicht weiß, was sich am zweiundzwanzigsten Juni des Jahres 1633 in der römischen Kirche von Santa Maria sopra Minerva zugetragen, seinen Inhalt versteht: diesen Mangel theilt Hausmanns Galilei mit allen Historienbildern, die, statt Malerei Illustrationen bietend, ja sämmtlich einen gelehrten Betrachter er-

fordern. Aber die schwächliche Haltung Galileis, der weniger an einen vom heiligsten Glauben erfüllten Bekenner als an die beschwörenden, warnenden oder verfluchenden seriösen Bassisten der Donizetti-Opern gemahnt, an ihr trägt Hausmann allein die Schuld. Und doch wieder auch nicht. Hausmann wollte schildern, wie Galilei, nachdem er eben die Irrlehre des Kopernikus von der Drehung der Erde um die Sonne feierlich abgeschworen, von seinem Gewissen gepeitscht, sich hoch aufrichtet und seinen Peinigern das „Eppur si muove" entgegengeschleudert. Galilei hat diesen Satz nie gesprochen, der nach der Meinung des Historikers Isidoro del Lungo „una postuma vendetta della coscienza umana", die verspätete Rache der geknechteten Gewissensfreiheit bedeutet. Der italienische Rassengeist, der auch das „L'Italia farà da sè" oder „Ci siamo e ci resteremo" ersann, hat diese Worte einem legendarischen Galilei in den Mund gelegt, um so in der Lebenstragoedie Galileis den Höhepunkt grell zu beleuchten. Erfüllt vom romanischen Pathos, müssen sie durch den Künstler, der den Klang der Stimme nicht malen kann, in eine große, eine unvergeßbare Geberde umgesetzt werden. Und gerade diese Geste, auf die Alles hier ankommt, vermochte Hausmann, der Germane, nicht zu gestalten. Man wende vom Galilei den Blick auf eine noch in Olevano entstandene Zeichnung Hausmanns und betrachte da besonders die verhutzelte Greisin, ihre Haltung, ihren Gesichtsausdruck. Mit wenigen, kaum andeutenden Strichen erzählte Hausmann hier von einem Leben, das nur Mühe und Arbeit gewesen. Auch darin liegt Pathos; aber das stille, nach innen gewandte Pathos der Germanen, das gestenlose. Die Deutschen bedürfen ihrer ungelenken Arme nicht zum Ausdruck von Gemüthsbewegungen. Als die nordischen Künstler des sechzehnten Jahrhunderts sich das Geberdenpathos der Südländer aneignen wollten, verwandelten sie, was bei den Italienern als Wahrheit empfunden wurde, in Phrasen. An der Unmöglichkeit, das spezifisch Romanische durch die Mittel eines deutschen Temperamentes auszudrücken, ist auch die Figur des hausmannischen Galilei gescheitert. Den Künstler selbst hat diese Gestalt nie befriedigt. „Könnte ich nur den Galilei fortlassen", seufzte er oft genug beim Malen des Bildes . . .

In Köln erregte Hausmanns Bild zunächst schon um seines Formates willen ungeheures Aufsehen. Dann wurde sein Schöpfer katechisirt, und während die Protestanten einem Apostel des lutherischen Gedankens zujubelten, schloß die Kritik eines „führenden" katholischen Blattes mit dem zornigen Ruf: „Pfui, Herr Hausmann, Pfui!" Trotzdem wurde der Galilei des Gescholtenen zum Ankauf für das eben zu gründende kölner Wallraf-Richartz-Museum vorgeschlagen. Hausmann, der Ueberglückliche, bereitete wegen der Kaufsumme keine Schwierigkeiten; schon sollten die verschiedenen Unterschriften den Handel rechtsgiltig machen: da trat Eduard von Steinle der gerade das Treppenhaus des neuen Museums ausmalte, gewappnet mit der Autorität eines in ganz Deutschland gefeierten Namens, gegen Hausmann auf den Plan. In Köln, erklärte der Nazarener, der zu Hausmanns Unglück auch der Ankaufskommission angehörte, im deutschen Rom dürfe nicht ein Bild hängen, das fromm gesinnten Männern tagtäglich neues Aergerniß geben müsse. Sein Wille geschah. Um ihren Rückzug vor den Protestanten zu maskiren, erstand die Museumsverwaltung Pilotys „Galilei im Kerker", ein Gemälde, an dem zwar Künstler, gewiß aber nicht gläubige Seelen Anstoß nehmen konnten. Steinle, der Direktor des Städelschen Institutes in Frankfurt, kannte Hausmann persönlich; er wußte, daß es die-

sem Maler stets nur um die Kunst, niemals um eine Tendenz zu thun gewesen, er wußte, daß in Hausmanns Atelier die Sorge heimisch war, daß Hausmann, sollte er nicht um die Frucht eines sechsjährigen Schaffens betrogen sein, diesen Galilei verkaufen müsse. Und dennoch hat der milde Marienmaler einem Künstler, den er achtete, den Pfad zur ruhsamen Existenz verrammelt. Steinle ging hin und malte heiteren Herzens wieder eine Madonna, die aus ihrer Gnadenfülle lächelnd herniederschaut auf Sünder und Gerechte.

Diese Niederlage angesichts der gesammten deutschen Kunstwelt warf Hausmann zu Boden. Sein Galilei war eine „Brotarbeit" gewesen; aber er hatte doch mit diesem Gemälde sein Bestes zu bieten versucht: und nun wollte Niemand es haben. Wer würde das Bild denn jetzt noch kaufen, da doch Jedermann wußte, daß die hervorragendsten Künstler darin kein Zierstück eines Museums erblickten? Ein Privatmann würde das riesenhafte Werk nie erstehen und alle Kunstvereine hielten sich gewiß an das „Nein" der kölner Jury. Hausmann sandte den Galilei von Ort zu Ort. Nach ein paar Jahren wurde das Bild zu einem Spottpreis von der hamburger Kunsthalle angekauft. Kraft zu neuer Arbeit fand Hausmann nicht und vor dem Hunger schützte ihn allein die Thätigkeit für eine frankfurter lithographische Anstalt; er zeichnete Illustrationen zu Märchenbüchern, entwarf Kartenspiele und Deckelmalereien. Da starb in Hanau der Direktor Pelissier und man trug Hausmann die Leitung der Kunstschule an. Eine kurze Berathung mit dem Onkel (die Mutter war schon lange tot): und Hausmann erklärte, es werde ihm eine Ehre sein, in Hanau der Nachfolger seines verewigten Lehrers zu werden.

Dr. Emil Schaeffer.

Banken.

Die Dresdener erhöhen ihr Kapital, die Darmstädter verlieren ihren Direktor: Das war, außer der Kapitalsvermehrung der Schiffahrtgesellschaften und der Fusion Phoenix-Hoerde, der Hauptgesprächsstoff der Börse in der ersten Septemberwoche. Vielleicht wäre über die beiden zuerst genannten Themata in weniger stiller Zeit nicht so viel geredet worden. Daß der Concern Dresden-Schaaffhausen sein Kapital vermehren werde, war nach den letzten Jahresbilanzen nicht mehr zweifelhaft; die Ankündigung wurde in den Ordentlichen Generalversammlungen erwartet Ueberaschen konnte eigentlich nur die für die Veröffentlichung des Beschlusses gewählte Zeit. Der Herbst bringt dem Geldmarkt gewöhnlich starke Anforderungen, die zum Theil durch die Vorbereitungen auf die Jahresabrechnungen bedingt sind. Der Frühling ist deshalb für neue Emissionen dieser Art geeigneter als das Jahresende. Allerdings hat in letzter Zeit die Spannung auf dem Geldmarkt nachgelassen; darauf konnte Herr Gutmann sich berufen, als er die längst geplante und nothwendige Transaktion ans Licht brachte. Aber die Geldverhältnisse konnten künstlich ein Bischen verbessert worden sein; auch der Kurs der Bankaktien schien kurz vor der Publikation des Erhöhungbeschlusses ja steigen zu wollen. Die dadurch be-

wirkte gute Laune der Spekulation wich freilich, als man das Spiel durchschaut hatte. Der ehrliche Chronist kann nur die Thatsache verzeichnen, daß die Börse den Beschluß der Dresdener Bank und des Schaaffhausenschen Bankvereins, ihr Kapital um 40 Millionen zu erhöhen, mit deutlichem Unwillen aufgenommen hat. Die Einzahlungen sind ja erst im nächsten Frühjahr zu leisten; aber die Ankündigung wirkt natürlich schon jetzt. Entweder wollten die Leiter der beiden Banken anderen Instituten zuvorkommen und deshalb nicht länger warten; oder um die Liquidität der Bilanzen steht es so schlecht, daß man nicht länger warten konnte. Nach den zuletzt veröffentlichten Bilanzen hatte bei der Dresdener Bank der nicht aus den greifbaren Aktiven zu deckende Betrag der Verpflichtungen schon die stattliche Höhe von rund 271 Millionen erreicht (gegen 210 im vorigen Jahr); und beim Schaaffhausenschen Bankverein war eine Erhöhung von 121 auf 181 Millionen zu konstatiren. Daß sich das Mißverhältniß zwischen liquiden Mitteln und Verbindlichkeiten im Lauf dieses Jahres nicht verringert hat, ist anzunehmen; die Engagements in Effekten und Konsortialbetheiligungen mögen wohl noch beträchtlich gestiegen sein. Man konnte nicht warten; neues Geld war dringend nöthig.

Das gilt aber auch für andere Großbanken, die in der Zeit der Hochkonjunktur neue Papiere emittirt und der Industrie höhere Kredite gegeben haben. Die starke Beschäftigung der Industrie, die ja auch nach dem Beginn der neuen Zollaera nicht nachgelassen hat, und die damit verbundene Geldvertheuerung werden in den nächsten Bankabschlüssen zu mehr oder minder klarem Ausdruck kommen. Höhere Einnahmen, vielleicht auch noch höhere Dividenden (vielleicht; nach den Dividendenerhöhungen des Jahres 1905 ists nicht sicher), aber verschlechterte Liquidität. Wahrscheinlich hören wir noch von anderen Banken, daß sie ihr Kapital vermehren. Eine ganze Weile ists ja her, seit wir solche Botschaft vernahmen. Das einzige Institut, das am Ende des vorigen Jahres Junge Aktien ausgab, war die Deutsche Bank. Im August 1905 hatte die Mitteldeutsche Kreditbank ihr Kapital erhöht; im Juni die Nationalbank; im Januar 1905 die Kommerz- und Diskontobank. Bei der Diskontogesellschaft sind dreißig Monate, auch bei der Darmstädter Bank sind zwei Jahre seit der letzten Ausgabe neuer Aktien vergangen; bei der Berliner Handelsgesellschaft schon fast drei Jahre. Inzwischen haben die Geschäfte sich ohne Pause vermehrt und ausgedehnt; neue Niederlassungen sind gegründet worden; auch der Konzentrationprozeß hat Fortschritte gemacht, freilich langsamer als in den vorausgegangenen Jahren. Da die geschäftlichen Beziehungen der Banken sich erweiterten und die Zahl ihrer Kunden wuchs, ist die Summe der fremden Kapitalien, die in den Instituten arbeiten, stark angeschwollen. Das bedingt aber die Vermehrung des eigenen Kapitals; sonst würde das Mißverhältniß zwischen Kreditoren, Depositen und Accepten auf der einen und dem Aktienkapital auf der anderen Seite so groß, daß die finanzielle Position der Banken gefährdet werden könnte. Bei jeder neuen Kapitalserhöhung entsteht natürlich die Frage, ob die Banken auch künftig lohnend genug beschäftigt sein werden, um dem Aktionär die ungeschmälerte Dividende sichern zu können. Daß die Ausgabe neuer Aktien auf Mißtrauen stößt, ist begreiflich: sie erschwert ja die Rentabilität. Sehen wir uns die Ziffern einmal an. Dresden-Schaaffhausen wird jetzt über eine zu verzinsende Kapitalmasse (einschließlich der Reserven) von rund 408 Millionen verfügen; bei der Deutschen Bank ergeben Aktienkapital und Reserven 297 Millionen; bei der Diskontogesellschaft 227; bei der Darmstädter Bank 184;

bei der Berliner Handelsgesellschaft 129. Bei sechs Banken sinds also 1245 Millionen. Dieser Betrag scheint freilich klein neben den Summen, die in der Industrie angelegt sind. Von der deutschen Industrie, der sie einen großen Theil ihrer Kapitalien zur Verfügung stellen, soll den Banken ja auch in Zukunft das Heil kommen. Doch haben vorsichtige Bankdirektoren natürlich nicht Alles auf die eine Karte gesetzt. Auf dem ganzen Erdball suchen sie neue, gangbare Wege. Der dresdener Concern, der an den in- und ausländischen Unternehmungen der Internationalen Bohrgesellschaft (die neulich gegründete Deutsche Mineralölindustrie-Aktiengesellschaft in Berlin vereinigt die Interessen der Bohrgesellschaft und die der Deutschen Petroleum-Aktiengesellschaft) betheiligt ist, hat die Deutsch-Südamerikanische Bank gegründet und ist, zusammen mit der Nationalbank für Deutschland, an der Deutschen Orientbank betheiligt. Die deutschen Auslandbanken haben an Bedeutung gewonnen, seit die Entwickelung der großen Kreditinstitute im Inland immerhin begrenzt erscheint. Der Gründung der Deutsch-Südamerikanischen Bank war die der Deutschen Centralamerika-Bank vorausgegangen, die unter dem hohen Patronat der Deutschen Bank erfolgt ist. Dieses Institut hat auch in der Deutsch-Ueberseeischen Bank eine Vermittlerin für Geschäfte in Argentinien, Chile, Mexiko, Peru, Bolivia. Ferner gehört sie zum Concern der sieben an der Deutsch-Asiatischen Bank betheiligten Institute. Die Brasilianische Bank für Deutschland steht zur Diskontogesellschaft in Beziehungen; eben so die Bank für Chile und Deutschland, die Banca Generala Romana und die Banque de Crédit in Sofia. Die beiden afrikanischen Banken, die Deutsch-Westafrikanische und die Deutsch-Ostafrikanische, gehören sowohl zum Concern der Dresdener Bank als auch zu dem der Deutschen und der Diskontogesellschaft.

Merkwürdig ist, daß die Bank, deren Erster Direktor soeben an die Spitze der deutschen Kolonialverwaltung berufen wurde, sich bis jetzt weder an der Gründung eines überseeischen Bankunternehmens betheiligt hat noch überhaupt nennenswerthe Beziehungen zu fremden Bankinstituten besitzt. In den letzten Jahren hat sie sich rnu an der Umwandlung des alten bukarester Bankhauses Marmorosch, Blank & Co. in eine Aktiengesellschaft und bei der Gründung der Banc of Abessynia betheiligt. Jetzt hat die Deutsche Bank noch eine Mexikanische Bank für Handel und Gewerbe (unter Aufnahme der bisherigen Filiale der Deutschen Ueberseeischen Bank in Mexiko) gegründet. Das wirkte fast wie eine Verhöhnung des Institutes, dem seit mehr als fünfzig Jahren das Recht zusteht, sich Bank für Handel und Industrie zu nennen. Vielleicht wollte man sich von vorn herein gegen Konkurrenzversuche der dernburgischen Darmstädter Bank schützen? Die Gefahr, daß der Wettbewerb auch in den überseeischen Bankgründungen allzu hitzig wird, ist nicht gering zu schätzen. Manche Auslandbank hat hohes Lehrgeld zu zahlen gehabt; ihrer Aufgabe, den deutsch-überseeischen Handel zu fördern, sind diese Banken im Allgemeinen aber gerecht geworden. Dieser erfreuliche Zustand kann aber nur dauern, wenn die Institute einander draußen nicht, wie leider jetzt schon recht oft in der Heimath, den Bissen vom Mund wegzuschnappen versuchen. Wie wird sich nun der neue Koloniali irektor zu den kolonialen Bankunternehmungen stellen? Wird er trachten, mit dem Gelde der Großbanken die Kolonien zu fördern? In den ersten Tagen wurde an diese Frage nicht gedacht. Man bestaunte nur das große Ereigniß, daß ein Bankdirektor, der noch nicht einmal lumpiger Kommerzienrath war und dessen Knopfloch nicht der kleinste Rothe Adler zierte, über Nacht zum Wirklichen Geheimen Rath, zur Excellenz ge-

worden war. Bernhard Dernburg hats erreicht; und man darf ihm, trotzdem seine Einnahmen sich so wesentlich verringern, gratuliren. Besonders dazu, daß er dem Schicksal entronnen ist, die nächste Bilanz der Darmstädter Bank vor den Aktionären vertreten zu müssen. Paris war eine Messe werth; die Befreiung von Deutsch-Luxemburg und Heldburg ist mit einer Einbuße von zweihunderttausend Mark jährlich nicht zu theuer bezahlt. Einstweilen kann der „Beförderte" lachen.

Herr Dernburg ist zu gescheit, um an den kindlichen Lobliedern, die einzelne Begeisterte ihm sangen, Freude zu empfinden; er hat vielleicht, mit Byron, gedacht: „I awake one morning and found myself famous." Daß er ein sehr begabter, sehr energischer nnd sehr temperamentvoller Herr ist, kann Niemand bestreiten. Die Behauptung, Herr Fürstenberg habe Dem, der den Eintritt Dernburgs in die Berliner Handelsgesellschaft vermittle, hunderttausend Mark geboten, klingt freilich ein Bischen komisch; und nicht nur, weil neben Walther Rathenau kaum ein Platz für den auch noch jugendlichen Direktor der Darmstädter Bank gewesen wäre. Dernburg hat Leben in den Palast am Schinkelplatz gebracht; den Aktionären sind auch höhere Dividenden als in früheren Jahren, unter Kaempfs und Riessers Leitung, gezahlt worden. Die Uebernahme der Firma Robert Warschauer & Co., die Aufnahme der Bank für Süddeutschland, die Angliederung der Breslauer Diskontobank und der Ostbank für Handel und Gewerbe in Posen, die Errichtung der Bayerischen Bank für Handel und Industrie in München fallen in die Regirungzeit Dernburgs. Gewiß sehr anerkennenswerthe Leistungen; aber auch Deutsch-Luxemburg und Heldburg gehören zu dieser Aera. An Schatten fehlts also nicht. Manche Bankherren können das Wort Deutsch-Luxemburg heute noch nicht aussprechen, ohne, laut oder in Gedanken, hinzuzufügen: „Ein Skandal!" Ob Dernburg allein die Schuld an diesem Skandal trägt, darüber gehen die Meinungen auseinander. Jedenfalls war die Errichtung der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft an sich ein groß angelegtes Unternehmen, das seinen Schöpfer als einen Mann von Thatkraft und weitem Blick zeigte. Dernburg giebt sich, wie Franz Moor, mit Kleinigkeiten nicht gern ab. Das hat er bei der erfolgreich durchgeführten Sanirung der Sandenbanken und der Pommerschen Hypothekenbank bewiesen. Da winkte Ehre und reicher Gewinn; als „ärztliche Autorität" hat mans heutzutage ja überhaupt recht gut.

Wird Dernburgs Rücktritt der Darmstädter Bank schaden? Als ihre vorige Bilanz veröffentlicht wurde, erregte die ungewöhnlich starke Anspannung (die Engagements in Effekten und Konsortialbetheiligungen machten rund 80 Prozent des Aktienkapitals aus) allgemeines Entsetzen. Damals bekam Dernburg nicht solche Lobsprüche zu hören wie jetzt. Dieses Ergebniß der Jahresarbeit, so hieß es, sei die Folge zügelloser Wildheit. Nun ist die Bank den Stürmer und Dränger los. Doch die Spuren seines Wirkens werden nicht so leicht zu verwischen sein; und es fragt sich, ob die Klitzing und Simson, die Dernburgs Erbe antreten, mit Deutsch-Luxemburg und Heldburg fertig werden können. Ein neuer Mann ist noch nicht sichtbar. Und man muß annehmen, daß die Darmstädterin an den ihr jetzt Entrissenen nicht immer zärtlich zurückdenken wird. Der Aufsichtrath hat sich für den Scheidenden denn auch nicht in Unkosten gestürzt. Herr Kaempf fand keinen Anlaß, den Diktator in der Abschiedsstunde emphatisch zu feiern. Dem neuen Kolonialdirektor wurde draußen zugejubelt, dem Direktor der Darmstädter Bank drinnen ein Begräbniß zweiter Klasse bereitet.

Ladon.

Notizbuch.

Ueber den am achtzehnten August hier veröffentlichten Briefwechsel zwischen Herrn von Holstein und mir ist ziemlich viel geschrieben worden; noch mehr geredet. Diese öffentliche Aussprache hat Manchen überrascht, Manchen geärgert. Die Beiden, wurde gewispert, haben sicher schon ältere Beziehungen; sonst wäre der ruhige Ton ihrer Briefe nicht zu erklären. Von den selben Ehrenwerthen gewispert, die vorher, als sie, in der heißesten Zeit des Marokkohandels, solche „Beziehungen" zu merken wähnten, den Wirklichen Geheimen Rath mit rührender Zärtlichkeit davor gewarnt hatten. Diese Geschichtenträger irren; weil sie längst verlernt haben, Einfaches einfach zu sehen, und sich gar nicht vorstellen können, daß ein Publizist nur sagt, was er für richtig hält, nur seinem eigenen Wollen Worte sucht. Ich habe niemals Beziehungen zum Herrn von Holstein gehabt, weder direkte noch indirekte, und, bis ich seinen Brief erhielt, nicht geahnt, ob er je eine von mir geschriebene Zeile gelesen habe. Das zu erwähnen, dünkt mich Pflicht, weil ich auch den aus dem Dienst Gedrängten nicht mit der Verantwortlichkeit für irgend ein Urtheil belastet sehen möchte, das hier über Zustände und Personen gefällt worden ist. Das enthüllte Schauspiel ist immerhin der Betrachtung werth. Fürst Bülow fragt Herrn von Holstein, obs wahr sei, daß er mit mir gemeinsame Sache mache. Herr von Holstein glaubt, daß ich von dem um den Geheimrath Hammann geschaarten Grüppchen gegen ihn beeinflußt werde und ihn verleiten möchte, Staatsgeheimnisse auszuplaudern; ihn also ans Messer liefern will. Und als der Briefwechsel veröffentlicht ist, heißts (nicht weit von dem selben Grüppchen): „Falle, Durchlaucht! Die Beiden haben ihre Kochtöpfe schon lange auf einem Feuer." Als Symptom gehört auch solcher Tratsch zum Ganzen. Lehrreich war der Blick in die Presse. Von rühmlicher Konsequenz war die Vossische Zeitung. Da stand über den Briefwechsel, dessen Inhalt den großen londoner, pariser, newyorker, wiener Blättern ausführlich telegraphirt wurde, kein Sterbenswort. Da darf nur gedruckt werden, daß ich der verruchteste Kujon auf dem Erdrund bin, und die wichtigste Nachricht würde unterdrückt, wenn die Mittheilung zwänge, mich in anderem Zusammenhang zu nennen. Das ist ein Standpunkt. Die Vorstellung, ein Redakteur sei verpflichtet, ohne Ansehen der Person alles Wissenswerthe seinen Lesern zu melden, habt Ihr hoffentlich in der Kinderstube gelassen. Was ist denn wissenswerth? Etwa, was Herr von Holstein über sein Verhältniß zu Bismarck, über seine Mitwirkung an der internationalen Politik des Deutschen Reiches, über die Art seiner Entlassung zu sagen hat? Unsinn; jede Rede, die der Herr Rektor Kopsch oder Herr Müller-Meiningen in einem Bezirksverein hält, ist viel wichtiger. So urtheilt auch die leitende Intelligenz des Berliner Tageblattes. Wenn der Wirkliche Geheime Rath am Tag vor seinem Rücktritt Herrn Levysohn zu sich berufen hätte, wäre in der Jerusalemerstraße laut gejubelt worden. Aber der Mann ist ja nicht mehr im Amt. Ist also „eine ziemlich gleichgiltige Person", die nicht eine einzige „Thatsache von politischem Belang" vorbringt, sondern nur „Coulissenklatsch". Und: „Die ‚Zukunft' lebt von einem kleinen Ausschnitt aus der Vergangenheit". Eine für die Vermögensverhältnisse solcher Leute ansehnliche Witzleistung; nicht wahr? Natürlich werden weder die von Holstein noch die von mir angeführten Thatsachen auch nur mit einer Silbe erwähnt; ohne Schambedenken aber den Lesern vorgelogen, ich hätte Holsteins Brief „mit einer Wichtigkeit behandelt, als handle sichs um ein historisches Dokument." Ueber das Tageblatt (das sogar die „geschätzten Mitarbeiter" verachten) ist ja Neues nicht mehr zu sagen... Auch da, wo mein Bemühen fast immer die unfreundlichste

Beurtheilung fand, las ich diesmal, die beiden Briefe „enthielten nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte der letzten Jahrzehnte" (Münchener Neuste Nachrichten und Allgemeine Zeitung; Germania; Weserzeitung; Hannoverscher Courier u. s. w.; die Provinzpresse ist im Allgemeinen sachlicher und anständiger als die hauptstädtische.) Der Redakteur der Frankfurter Zeitung findet wenigstens Holsteins Mittheilungen interessant; über meine Antwort, die neun Seiten füllte, sagt er: „Harden hat an diesen Bericht verschiedene Bemerkungen geknüpft, die aber nicht von sonderlicher Bedeutung sind." Diese Antwort wurde an den meisten Stellen verschwiegen. Daran bin ich gewöhnt. Auch nach dem dresdener Parteitag wurde jede Schimpfrede, doch kein Wort meiner Abwehr gedruckt. Thut nichts. Auf dem Heft steht zwar: „Nachdruck verboten." Aber Jeder nimmt, was ihm paßt, und hehlt, was ihm nicht paßt. Ist der Leser überzeugt, daß Herr von Holstein mich mit der Wucht seiner Argumente vernichtet hat: optime. Auf dem nächsten Kongreß begeistert man sich dann für die Würde der Presse. In der Täglichen Rundschau, deren Leser aus Holsteins Brief ein paar Sätze kennen lernten, von meiner Antwort aber nichts erfuhren, wurde behauptet, Holstein habe „nach seinem Ausscheiden schon mehrfach mit ihm bisher nicht bekannten Vertretern großer Zeitungen Fühlung zu nehmen versucht." Herr von Holstein bestreitet sehr entschieden die Richtigkeit dieser Behauptung; deren Zweck war, vorsichtig anzudeuten, nur ich hätte mich zu solcher „Fühlung" hergegeben. Ueber den Geschmack soll man nicht hadern. Einem von mir Angegriffenen werde ich stets das Recht zur Gegenrede einräumen; nie aber, wie der Redakteur der Täglichen Rundschau den Oberstlieutenant Quade, ohne zuverlässiges Beweismaterial einen tüchtigen, mit Arbeit überlasteten Offizier öffentlich einer Niederträchtigkeit zeihen. In der Staatsbürgerzeitung (die, glaube ich, jetzt noch unter anderem Titel erscheint) stand, erwiesen sei durch den Briefwechsel, „daß Hardens Aussagen nicht aus reinen Quellen fließen". Sehr nett. Meine Zeugen waren: Otto, Herbert und Wilhelm Bismarck, Bucher, Schloezer, Schweninger; der Redakteur der Staatsbürgerzeitung schöpft gewiß stets aus reineren Quellen. Ein anderer Meinungmacher, der vorher behauptet hatte, mein „Material" stamme aus Gesindestuben, wirft mir jetzt „Indiskretionen" vor; ich habe kein Wort gesagt, das ich nicht sagen durfte. Die Schriftstellerei, meinte Schlegel, ist, „je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Taglöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Tugend". Der Blick auf die Zeitungausschnitte in Sachen Holstein gegen Harden hat mich wieder mal alle Sorten von Schriftstellerei erkennen gelehrt. Die pia anima des Professors Delbrück findet Herrn v. Holstein indiskret, unlogisch, seine Sprache „subaltern"; erschrickt darüber, daß ein solcher Mann „lange Zeit den stärksten Einfluß auf den Gang unserer auswärtigen Politik gehabt hat"; und stellt, mit der schönen Objektivität des deutschen Gelehrten, fest, daß die „Zukunft" das „Organ des diplomatischen Klatsches" ist. Der selbe Politikus, der von seiner Höhe so verächtlich auf den subalternen Holstein herabschaut, schreibt gleich danach, das Ergebniß des Marokkostreites sei für Deutschland „so vortheilhaft gewesen, wie es nur verlangt werden konnte; diese Auffassung wird durch den jetzigen Besuch König Eduards in Friedrichshof bestätigt; Niemand zweifelt daran, daß die Zusammenkunft der Souveraine als der symbolische Ausdruck für die Besserung der politischen Beziehungen der beiden Länder anzusehen ist, und möglicher Weise haben sogar positive Verabredungen stattgefunden." (Sicher. [Acht Tage nach der Zusammenkunft sagte der englische Ministerpräsident, der sich zugleich mit Eduard in Marienbad aufhielt, zu einem Journalisten, der König habe von dem Besuch noch kein Wort mit ihm gesprochen.) Wenn Herr von Holstein so klar

denken und so wundervoll schreiben lernt, kann auf seine alten Tage noch Etwas aus ihm werden; einstweilen wird er vielleicht antworten: „Selbst im Auswärtigen Amt zweifelt Niemand daran, daß wir in Algesiras eine böse Niederlage erlitten haben und daß von einer politischen Bedeutung des Besuches, den Onkel Eduard der Prinzessin Friedrich Karl von Hessen gemacht hat, im Ernst nicht die Rede sein kann." Nicht so spaßhaft wie die Predigt ex cathedra ist der (in einzelnen Zeitungen unternommene) Versuch, zu zeigen, daß ich in der Beurtheilung der deutsch-französischen Krisis geirrt habe. Ich hatte geschrieben: „Das Kolonialabkommen vom April 1904 brachte zunächst nur die friedliche Auseinandersetzung zweier Regirungen, nicht die Verständigung zweier lange entfremdeten Völker. Die wäre noch heute vielleicht nicht erreicht, wenn, nach Delcassés Sturz, Herr von Flotow, als Vertreter des beurlaubten Fürsten Radolin, nicht (am sechsten Juni 1905) die Note auf den Quai d'Orsay getragen hätte, die brüsk von Frankreich die Annahme des Konferenzplanes verlangte und die Republik beschuldigte, mit Marokko verfahren zu wollen wie einst mit Tunis. Seit diesem Junitag blühte Englands Weizen; war der alte Galliergroll aus den Tagen des Mädchens von Orleans vergessen; die entente cordiale mehr als ein ausgefülltes Vertragsformular. Zum ersten Mal fühlte das französische sich zum britischen Volk hingezogen und verlobte sich ihm mit stillem Schwur." Das soll falsch, nach Delcassés Rücktritt die Gefahr vorüber gewesen sein. Wer so spricht, kennt die Vorgänge und die Stimmungen nicht. Mit der nahen Möglichkeit eines Krieges rechnete die französische Regirung besonders in der Adventszeit des Jahres 1905 und im Januar 1906. (Damals waren die Mittelmeergeschwader Englands und Frankreichs auf der Fahrt nach Brest und La Rochelle.) Die politisch wichtigsten Wendungen brachte der sechste Juni, wo Rouvier, der den Beginn geschäftlicher Verhandlungen erwartete, die heftige berliner Note empfing, und der Tag, an dem, während der Konferenz, in Berlin beschlossen wurde, einen beträchtlichen Theil der deutschen Forderungen fallen zu lassen. An diesem Beschluß hat Herr von Holstein nicht mitgewirkt, ist also nicht mitschuldig daran, daß, zum ersten Mal in einem internationalen Streit, das Deutsche Reich vor Aller Augen zurückwich. Daß die Juninote der Ausdruck seines Wollens war, glaube ich heute noch. Die Entwickelung der Dinge ist hier übrigens so ausführlich dargestellt worden, daß Neues darüber nicht mehr zu sagen ist. Charakteristisch und zum Thema gehörig ist noch eine Aeußerung Schloezers, die mir aus Italien mitgetheilt wird. Der lübische Historiker und Diplomat sagte 1891 zu einem Journalisten: „Seit Bismarck weg ist, macht sich der jüngste Kardinal mausig. Der Respekt ist fort. Nun muß man als alter Kerl dreimal mehr rennen und springen, im heißen August die Treppe Berninis (im Vatikan) hinaufkeuchen und erreicht doch nichts. Dann sagen die Berliner: Der Schloezer wird alt!" Schließlich will ich noch erwähnen, daß in der Frankfurter Zeitung der Leibschreiber des Fürsten Bülow behauptet hat, Chlodwig Hohenlohe habe seinen Nachfolger vor Holstein (und dessen Freund Fischer, der die Kölnische Zeitung in Berlin vertrat) gewarnt. Da Hohenlohe ein Vierteljahrhundert lang (wie auch seine jetzt veröffentlichten Tagebücher zeigen) mit Holstein recht intim gewesen war, klingt die Erzählung nicht sehr wahrscheinlich. Jedenfalls hat die Warnung nicht gewirkt: denn Graf Bülow wollte Herrn von Holstein zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes machen und hat ihm noch im Januar 1906 die Politische Abtheilung unterstellt.

* * *

Der Brief einer Dame; auch über ein hier schon behandeltes Thema:

„Das Grab Karls des Großen ist wieder einmal geöffnet worden; diesmal hat man die Grabtücher entnommen, die, wie ich in den Tageszeitungen las, für das Studium des Kunstgewerbes jener Zeit von lehrreicher Bedeutung sind. Wer lacht da? Ueber

Karl den Großen als ‚germanischen‘ Fürsten sind die Ansichten wohl sehr getheilt; ich wenigstens kann ihm den Bluttag von Verden an der Aller nicht vergeben. Doch er hat sich deutschen Boden für seine letzte Ruhstatt erwählt; diese Stätte sollte uns unverletzlich sein; heute mehr noch als in grauer Vorzeit den alten Germanen. Die Paladine des großen Karl hätten klüger gehandelt, wenn sie den Toten im Strombette des Rheines beim Nibelungenhort bestattet hätten. Der Gothenherzog Alarich braucht unsere neugierige Zeit nicht zu fürchten; ungestört ruht er schon fünfzehnhundert Jahre im Busento. Welche Aussichten eröffnen sich einem betriebsamen Industriellen, wenn er Bettdecken, den Grabtüchern Karls nachgebildet, in die Mode bringt! Vielleicht sehen wir beim five-o-clock tea berliner Kommerzienräthinnen bald solche Tischdecken als das Allerneuste, Allervornehmste. Und wer bürgt dafür, daß nicht nach einigen Jahrhunderten das uns Allen heilige Grab des Gewaltigen im Sachsenwalde von müßiger Neugier durchwühlt wird?“

* * *

In einem Gespräch mit Franzosen hat der Kaiser neulich bedauert, daß man, ohne vorher ein Examen bestehen zu müssen, Redakteur werden könne. Der gute Märker Theodor Fontane dachte anders über den Werth der Examina. Am achten Juni 1878 schrieb er an seine Frau: „Erst neulich sagte ein ernsthafter Mann, wir seien die Vorderchinesen. Das ist richtig. Einer wird dreimal oder siebenmal examinirt: und nun weiß er nicht blos Alles, nun kann er auch Alles. Bei jeder Entbindung, bei jedem verrenkten Fuß wird Einem klar, was bei der ewigen Studirerei herauskommt. Wissen ist gut, als Unterstützung, Förderung und Aufklärung im Praktischen; wenn es aber die Praxis ersetzen soll, so ist es keinen Schuß Pulver werth. Selbst in der Armee, dem Besten, was wir haben, fängt die Sache an, gefährlich zu werden; Jeder generalstäblert, schlägt Schlachten auf dem Papier und kann keine Sektion über den Rinnstein führen. Alles immer von höchsten Gesichtspunkten aus, Alles im Zusammenhang mit Wissenschaft und Ewigkeit; und das Kleine, das recht eigentlich das Leben ausmacht, geht darüber verloren. Grenzenlose Fadheit und Flachheit gähnt Einem überall entgegen und der gebildete Durchschnittsmensch, der Examenheilige, macht einen unsagbar tristen Eindruck.“

* * *

Eine merkwürdige Geschichte hat sich zwischen Kiew und Berlin abgespielt. Ende August stand in den Zeitungen, Wilhelm der Zweite habe den Grafen Witte nach Wilhelmshöhe oder Homburg eingeladen. In einem Telegramm baten nun die kiewer Konservativen den Kaiser, nicht durch seine Gnade den Mann auszuzeichnen, „den ganz Rußland einstimmig als den Urheber all seines Elends ansieht, als den Nährvater der terroristischen Bewegung, die der Fanatismus und die Tücke des vom Grafen Witte protegirten jüdischen Volkes entfesselt hat.“ Solche Telegramme (die ein Urtheil des Monarchen über einen fremden Minister provoziren) werden sonst nicht beantwortet. Diesmal kam eine Antwort. Im Auftrag des Staatssekretärs von Tschirschky telegraphirte der petersburger Botschaftrath von Miquel an die Kiewer, der Deusche Kaiser habe niemals die ihm von „tendenziösen Zeitungen“ zugeschriebene Absicht gehabt. Tendenziöse Zeitungen? Die Nachricht stand in den der Regirung ergebensten Blättern. Daß sie dementirt wurde, war gut (auch ich hatte vorher hier das Dementi für nöthig erklärt); das feierliche Telegramm aber, in dem Graf Witte eine nicht verdiente Unfreundlichkeit sehen mußte, war mindestens überflüssig. Wenn ers abschicken wollte, mußte Herr von Tschirschky seinen Herrn vor dem Verdacht schützen, er stimme den parteipolitischen Motiven der Kiewer zu. Die Pflichten internationalen Verkehres sind eben doch nicht so leicht zu erlernen.

* * *

Frau von Stephan, die Witwe des Organisators unserer Reichspost, schreibt mir, ihr Mann habe niemals (wie hier erzählt worden war) Geld entliehen, sei also auch keinem Menschen je Geld schuldig geblieben; jede andere Angabe sei unrichtig.

* * *

Ein Mitarbeiter des Berliner Lokalanzeigers hatte sich in der letzten Augustwoche auf den Weg nach dem holländischen Seebad Noordwijk gemacht, um die für die Kunstgeschichte offenbar ungemein wichtigen Thatsachen festzustellen, ob die Tänzerin Duncan ein Kind erwarte und ob sie dem Vater des Kindes ehelich verbunden sei. Er fand das Paar. Der Mann, ein sehr begabter englischer Maler, empfing den Eindringling artig, sagte ihm, Fräulein Duncan schlafe und habe, auch wenn sie wach sei, nicht die Gewohnheit, mit Fremden über Privatangelegenheiten zu reden; zeigte ihm sogar seine neusten Skizzen. Das genügte dem Mann aber nicht. Der wollte wissen, ob die Tänzerin schwanger sei und ob sie auf dem Standesamt die Erlaubniß zu solcher Veränderung ihres Leibesumfanges erworben habe. Da ers nicht erfuhr, setzte er sich hin und schrieb einen langen Artikel, der das Paar schalt und höhnte. Dieser Artikel erschien am zweiundzwanzigsten August im Lokalanzeiger. Skandalöseres habe ich kaum jemals gelesen. Der Mann thut, als sei er zu einer Enquete über das Privatleben der Tänzerin von Amtes wegen befugt, und denunzirt sie, mit der gehörigen Vorsicht, versteht sich, außerehelichen Geschlechtsverkehres. Das wird gedruckt. Unter dem Artikel stand der Name Paul von Szczepanski. Ich bin neugierig, ob die Journalisten den Mann ächten, neugierig, welche Verleger ihm die Gelegenheit zur Fortsetzung seiner journalistischen Thätigkeit bieten werden.

* * *

Prozeß Mühe. Ein zweiundzwanzigjähriger Mann, seit fünf Vierteljahren Lieutenant im Dritten bayerischen Chevaulegersregiment, spielt, trinkt, hurt und häuft so in kurzer Zeit eine für seine Verhältnisse ungeheure Schuldenlast. Diesem Lieutenant Mühe ist der im selben Regiment stehende dreiundzwanzigjährige Lieutenant Herzog Ludwig Wilhelm in Bayern befreundet. Er übernimmt für Mühe Bürgschaften im Gesammtbetrag von hundertachtzigtausend Mark. Hunderttausend werden von anderer Seite gedeckt; achtzigtausend bleiben an dem Herzog hängen, dessen unerfahrene Jugend durch Vorspiegelung falscher Thatsachen zur Uebernahme der Bürgschaft verleitet worden sein soll. In dem daraus entstehenden Strafverfahren wäre der Herzog, nach § 206 der Militärstrafgerichtsordnung, in seiner Wohnung als Zeuge zu vernehmen. Kann auf dieses Privileg verzichtet werden? Die Mehrheit der Kriminalisten antwortete bisher: Nein. In Bayern ist dennoch darauf verzichtet worden. Der Herzog kommt, wohl auf höheren Befehl, zu der Hauptverhandlung und der Gerichtshof beschließt, ihn als Zeugen zu vernehmen. Der junge Herr trägt die Uniform seines Regimentes. Ich citire nun wörtlich den Bericht der Münchener Neusten Nachrichten (Nr. 385): „Der Vorsitzende, Oberstlieutenant z. D. Fuchs, eröffnete die Verhandlung mit der Bemerkung: ‚Ich mache das Publikum darauf aufmerksam, daß Seine Königliche Hoheit Herzog Ludwig Wilhelm in Bayern den Verhandlungen anwohnt‘. Das Gericht beschloß darauf die Vernehmung des jungen Herzogs. Bei seinem Eintritt erhoben sich die Richter und das Publikum ... Im Anschluß an diese Vernehmungen wurde dem Herzog seine Aussage zur Unterschrift vorgelegt. Der Verhandlungführer begleitete diesen Akt mit den Worten: ‚Eure Königliche Hoheit bitte ich unterthänigst, die Eidesformel zu unterzeichnen‘. Anklagevertreter: ‚Eine Frage muß ich immerhin noch stellen. Es wird nämlich von der Gegenseite behauptet, daß die Bürgschaft von sechzigtausend auf siebenzigtausend Mark erhöht worden sei. Das

sei auf speziellen Wunsch Eurer Königlichen Hoheit geschehen, da Sie selbst auch Geld gebraucht hätten'. Verhandlungführer: ‚Ich halte diese Frage nicht für sachgemäß'. Anklagevertreter: ‚Dann habe ich noch eine Frage. Haben Eure Königliche Hoheit zu dem Angeklagten in näheren Beziehungen gestanden als nur in kameradschaftlichen?' Verhandlungführer: ‚Ehe ich diese Frage zulasse, bitte ich, sie doch näher zu präzisiren'. Anklagevertreter: ‚Ich greife nur der Vertheidigung vor, die behauptet, daß so freundschaftliche Beziehungen zwischen Seiner Königlichen Hoheit und dem Angeklagten bestanden hätten, daß Seine Königliche Hoheit ausdrücklich erklärt habe: Für jeden Anderen würde ich nicht unterschrieben haben'. Verhandlungführer: ‚Ich habe Bedenken, diese Frage zu stellen'. Vertheidiger: ‚Ich muß allerdings an Königliche Hoheit die Frage richten, ob Sie nicht auch ein gewisses Interesse an der Geldbeschaffung durch die Bürgschaften hatten, weil ein Theil des Geldes an Königliche Hoheit selbst zu zahlen war.' Verhandlungführer: ‚Das Gericht lehnt alle diese Fragestellungen und eben so die von der Vertheidigung beantragte Verlesung des Briefwechsels zwischen Seiner Königlichen Hoheit und dem Angeklagten als nicht zur Sache gehörig ab.'" Sehr geschickt wird kein Unbefangener diese Haltung des Gerichtshofes nennen; sie fordert zu Mißdeutungen geradezu heraus. Der Herzog (der, nach der Behauptung des Vertheidigers, auch den angeklagten Lieutenant manchmal angepumpt haben soll) erklärte unter seinem Eid, er habe für vollkommen ausgeschlossen gehalten, daß er auf Grund der Bürgschaften jemals in Anspruch genommen werden könne. Die Frage, ob er nicht einsehe, daß ihn, als großjährigen Mann, seine Unterschrift binde, wurde nicht gestellt; auch die andere nicht: ob er sich über den unsinnigen Verbrauch seines Freundes Mühe denn niemals Gedanken gemacht habe. In dem sonst ziemlich belanglosen Prozeß (dem leider größere Spielerprozesse folgen werden) war die Vernehmung des Herzogs interessant. Die Häupter des Hauses Wittelsbach werden sich künftig das Milieu wohl genauer ansehen, in dem ein junger Prinz wichtige Lebensjahre schutzlos verbringen soll.

* * *

Als Prinz Heinrich von Preußen in Amerika war, hielt Herr Ridder von der New Yorker Staatszeitung, als Vertreter der deutsch-amerikanischen Presse, eine Tafelrede. Ich glaubte, der Herr sei Journalist, und adressirte an ihn einen Offenen Brief, der hier gedruckt wurde. Doch Herr Hermann Ridder ist nicht Journalist, sondern Advertising Manager. Er hat, wie mir aus Amerika geschrieben wird, zuerst für ein katholisches Wochenblatt Inserate gesammelt, dann Antheilscheine der Staatszeitung erworben und seine geschäftlichen Talente diesem großen Blatt gewidmet. In Deutschland sind die Inseratenchefs noch nicht hoffähig. Herr Ridder ist im wilhelmshöher Schloß vom Deutschen Kaiser empfangen worden. Wie kam er zu solcher Ehre? Der Kaiser legt den höchsten Werth auf gute Beziehungen zu dem Präsidenten Roosevelt (der uns ja auch manchen nicht unerheblichen Dienst geleistet hat). Die New Yorker Staatszeitung bekämpft den Präsidenten heftig. Sie ist demokratisch, Roosevelt republikanisch. Ueber die politischen und wirtschaftlichen Zustände der Vereinigten Staaten konnten die gebildeten Deutsch-Amerikaner, die jeder Dampfer übers Meer bringt, dem Kaiser genauere Auskunft geben als Herr Ridder. Der hat Wilhelm einen „genialen Geschäftsmann" genannt. Dieses Urtheil kannten wir seit drei Jahren schon aus dem Buch des Geheimrathes Goldberger; da stand, die Amerikaner hielten den Kaiser für the greatest business man. Wer hat Herrn Ridder zu der Ehre verholfen, nach der die Mosse, Scherl, Lessing vergebens langen? Herr von Holleben durfte nicht Botschafter bleiben, weil er verdächtigt worden war, für die Demokraten gegen die Republikaner Stimmung gemacht

zu haben (er glaubte vielleicht, von den Demokraten sei eher eine Revision des Zolltarifes und ein Handelsvertrag für Deutschland zu erreichen). Der Herr aber, der Manager des den Republikanern und Roosevelt feindsäligsten deutschen Blattes ist (und es als „Herausgeber" zeichnen darf) ist vom Kaiser empfangen worden. Hollebens Nachfolger ist Specky, den wir mit Stolz den Unseren nennen. Der darf Roosevelts Pferde reiten. Und müßte eigentlich wissen, wo die Feinde des großen Phraseurs zu suchen sind. Doch die Wahlen des Kongresses und des Präsidenten nahen Wird Roosevelt wiedergewählt? Vielleicht hat Speckys Scharfblick schon jetzt auf die Karte der Demokraten gesetzt.

* * *

Aus dem Lokalanzeiger: „Zwei Manöver-Wohnpavillons hat sich der Kaiser zur Benutzung während der Kaisermanöver bauen lassen. Sie sind aus Asbestplatten zusammengesetzt und in allen Theilen zerlegbar; es sind darin Wohnzimmer, Schlafzimmer, Speisesaal, Wirthschafträume und Unterkunft für die Bedienung enthalten. Man hat zwei derartige Gebäude hergestellt, damit, während das eine abgebrochen wird, inzwischen das andere schon an der neuen Stelle, wo der Kaiser eintrifft, aufgebaut sein kann."

* * *

Am fünften März 1890 sagte Wilhelm der Zweite: „Ich sehe in dem mir überkommenen Volk und Land ein von Gott mir anvertrautes Pfund, welches, wie schon in der Bibel steht, zu wahren meine Aufgabe ist. Ich gedenke, nach Kräften mit dem Pfunde so zu wirthschaften, daß ich noch manches andere hoffentlich werde dazulegen können. Diejenigen, welche mir dabei behilflich sein wollen, sind mir von Herzen willkommen, wer sie auch seien; Diejenigen jedoch, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich." Am zwanzigsten Februar 1891: „Ich weiß sehr wohl, daß zu der Jetztzeit versucht wird, die Gemüther zu ängstigen. Es schleicht der Geist des Ungehorsams durch das Land: gehüllt in schillernd verführerisches Gewand, versucht er, die Gemüther meines Volkes und die mir ergebenen Männer zu verwirren; eines ganzen Ozeans von Druckerschwärze und Papier bedient er sich, um die Wege zu verschleiern, die klar zu Tage liegen und liegen müssen für Jedermann, der mich und meine Prinzipien kennt. Ich lasse mich dadurch nicht beirren. Brandenburger: Ihr Herr spricht zu Ihnen! Folgen Sie ihm durch Dick und Dünn auf allen den Wegen, die er Sie führen wird. Sie können versichert sein: es ist zum Heil und zur Größe unseres Vaterlandes." Am vierundzwanzigsten Februar 1892: „Es ist ja leider jetzt Sitte geworden, an Allem, was von der Regirung geschieht, herumzumäkeln. Unter den nichtigsten Gründen wird den Leuten ihre Ruhe gestört. Wäre es dann nicht besser, daß die mißvergnügten Nörgler den deutschen Staub von ihren Pantoffeln schüttelten? Ihnen wäre ja dann geholfen und uns thäten sie einen großen Gefallen damit. Ich habe die felsenfeste Ueberzeugung, daß unser Alliirter von Roßbach und Dennewitz mich nicht in Stich lassen wird. Brandenburger: zu Großem sind wir noch bestimmt und herrlichen Tagen führe ich Euch entgegen. Lassen Sie sich durch keine Nörgeleien den Blick in die Zukunft verdunkeln. Mein Kurs ist der richtige und er wird weiter gesteuert!" Im Oktober 1905: „Wir leben in einer Zeit, in der jeder wehrhafte junge Deutsche bereit sein muß, für das Vaterland einzutreten. Wie es in der Welt steht mit uns, haben die Herren gesehen. Darum das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, das Ziel erkannt, die Kräfte gespannt und die Schwarzseher verbannt!" Am achten September 1906: „Dem Lebenden gehört die Welt und der Lebende hat Recht. Schwarzseher dulde ich nicht; und wer sich zur Arbeit nicht eignet, Der scheide aus!"

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Dampfpflüge bauen wir in den bewährtesten Constructionen. **Strassenlocomotiven** und **Dampfstrassenwalzen** bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I. Tempelhofer Berg. **Berlin** Abteilung II. Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vorzüglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2603 u. 2623

Die Direktion.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenkranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).

Literatur: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen- und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlicher Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Restaurant Hundekehle im Grunewald

Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der **Wein-Abteilung** in geschloss. Räumen, **Bier-Abteilung:** Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. **Original Pilsner — Weihenstephan — Berliner Bockbrauerei.**

Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

Hermann Otto, Hoflieferant.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden und **Badhaus.**

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.

Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Dieses Plakat finden Sie bei den Vertreter der „Multiplex“ Intern. Gaszünder-Ges., Berlin W. 8. Diese Ges. nennt auf Anfragen gerne die Namen Ihrer Vertreter an allen Plätzen.

*

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater
Anfang 7½ Uhr.
Freitag, den 14./9. **Erdgeist.**
Sonnab., d. 15./9. Première **Das Wintermärchen**
Sonntag, den 16./9. **Dieselbe Vorstellung.**
Montag, d 17./9. **Der Kaufmann von Venedig.**
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Neues Theater
Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 14. und Sonntag, den 16./9.
Eine. — Der Stammgast.
Sonnabend, den 15./9
Frost im Frühling.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule

Komische Oper
Freitag, den 14./9. 8 Uhr.
Figaros Hochzeit.
Sonnabend, d. 15. u. Sonntag, d. 16./9. 8 Uhr.
Hoffmanns Erzählungen
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Lortzing-Theater
Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.
Freitag, d. 14./9 8 U. **Der Troubadour.**
Sonnabend, d. 15. u. Sonntag, d. 16./9. 7½ U.
„Fra Diavolo"
Montag, den 17./9. 8 U. **Der Freischütz.**

Lustspielhaus in Berlin
Täglich: Anfang 8 Uhr.
Spatzenliebe
Gastspiel: **Harry Walden.**
Sonntag, d. 16./9. Nachm. 3 Uhr. **Der Familientag.**

Kleines Theater.
Freitag, den 14., Sonnabend, den 15., Sonntag, den 16. und Montag, den 17./9. 8 Uhr.
Ein idealer Gatte
Weitere Tage siehe Anschlagsäule

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Landes-Ausstellungs-Park.
Neu erbaut: **Festsäle, Café u. Conditorei, gedeckt. Gartenhallen, Fontaine lumineuse.**
Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm.
Diners v 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.
Täglich: Doppel-Concert.

Patentbureau Arendt Friedrichstr. 216 Berlin

Secession Kurfürstendamm 208/209.
Geöffnet täglich 9–7 Uhr. **Eintritt 1,– Mk., Sonntags 0,50 Mk.**

Heilstätte für Herzkranke
Dr. med. Tillis. Berlin W., Tauenzienstrasse 19b.

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** Gegr. **1855**
für
Speise-, Herren- und Schlafzimmer
E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62
Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater
Allabendlich 8 Uhr:
Auf, in's Metropol!
Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz in 9 Bildern von **Julius Freund**
Musik von **Victor Hollaender.**
Bender. Josephi. Massary. Giampietro. Steidl, Lilly Walter.

Walhalla-Varieté-Theater
Weinbergsweg 19/20 Am Rosenthaler Thor
Allabendlich 8 Uhr
D. grossart. Spezialitäten-Programm

Cabaret **Unter den Linden 22.**
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm **Schlager auf Schlager.**

Schriftsteller!
Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuss. günst. Beding. Off. unt. **B. M. 205. an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.**

Eheschliessungen in England.
Führer d. d. betr. Gesetze und **Ratgeber** für Eheschliess.-Reflekt. Preis 1,50 M. Verlag: **Brock & Co.,** 90 Queen St. London, E. C.

Schneider-Duncker und Rudolph Nelson's
Cabaret
Roland von Berlin
Potsdamerstrasse 127.
Täglich präcise 11 Uhr
(Sonntags geschlossen).
Entree 3.20 Mk.

Folies Caprice
Linienstr. 132 Ecke Friedrichstrasse.
Dir. Felix Berg.
Täglich: **Der Generalkonsul.**
Sünden der Väter. Anfang 8 Uhr.

Hochinteressant!!
Ueber Rousseau's Verbindung mit Weibern
2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.
Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.
Es ist mit jener **Freiheit** u. **Offenheit** geschrieben, wie sie den **intimen** Schriften des 18 Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen so **pikanten Reiz** verleihen **Ausführliche Prospekte** u. **Verzeichnisse** über **kultur-** und **sittengeschichtl.** Werke gratis franko.
H. Barsdorf, Berlin W. 30 r.
Habsburgerstr. 10. Hochpt.

Restaurant* und *Bar Riche
Unter den Linden 27.
*Dejeuners * Diners * Soupers*
Täglich Concert bis morgens 4 Uhr
Weinhandlungs u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.

Eisenwerk L. Meyer jun. & Co.,
Actien-Gesellschaft in Harzgerode.
Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, **bei uns erhältlichen** Prospektes sind
M. 1,000,000 Aktien
des
Eisenwerk L. Meyer jun. & Co.,
Actien-Gesellschaft in Harzgerode
No. 1—1000
zum Handel an hiesiger Börse zugelassen.
Berlin, im September 1906.
Arons & Walter.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. — Gegründet 1875.

Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Gesamtversicherungsstand 640 000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.

Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Niemand kaufe wieder

Spielwaren

ohne n. d. letzt. Neuheiten v. **Carl Brandt jr., Gössnitz S.-A.** gefragt zu haben. In allen bess. Spielwaren-Geschäften erhältl.

Gold. u. silb. Medaille Paris 1900

Für Magere u. Schwache!

Blühend. Aussehen, schnelle Körpergewichtszunahme, volle Figur bewirken die bewährt. **Pohl's Herkules-Nähr- und Kraft-Desserts,** sind nervenstärkend, blut-, fett- u. knochenbildend, regen d. Appetit an, für den Magen außerordentl. leicht verdaulich f. Erwachsene u. Kinder. In einer Woche schon bis 6 Pfund Zunahme. Garantiert völlig unschädlich. Viele Dankschreiben. Karton Mk. 4.60 frko. 3 Kartons Mk. 11.—. Frko. p. Nachnahme.

Georg Pohl, Versandhaus „Geoschera", Berlin, Hohenstaufenstr. 69

Sanatorium in Meiningen in Thüringen für Nervenkranke u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **Carl Adolf Passow.** J 55.

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. * Bewährte Methode. * Illustr. Prospekte.

Klinik (Sanatorium) für **Gallensteinkranke** mit **Kurhaus** Nieder-Schönhausen Berlin.

(Magen-, Darm-, Leberleidende).

Einheitliche Behandlung. **Ohne** Operation nach bewährten wissenschaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei.

Idyllischer gesunder **Landaufenthalt** zur Kur, Nachkur und Erholung. Schönste Lage im Königlichen Park. Beste Verpflegung.

Dr. B. SCHUERMAYER, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 110

Georg Hessing's

Technisch-Orthopädische Heilanstalt

Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: **Hüft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung,** sowie der Entzündung der **Wirbelsäule,** von frischen und alten **Knochenbrüchen, Bruch** des **Schenkelhalses, Kinderlähmungen** u. deren Folgen, **Verkrümmungen** der **Wirbelsäule, Verkrümmungen** nach **Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation,** auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

Prospekte auf Wunsch.

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Das Beste vom Besten ist
Dr. Alberti's einzig echte
Puttendörfersche
Schwefelseife
Waschen Sie sich nur mit dieser
seit mehr als 50 Jahren
rühmlichst bekannten Toiletteseife
Gegen rauhe, spröde u. fleckige Haut, beseitigt Sommersprossen etc. und ist unerreicht zur Erzielung einer zarten, sammetweichen Haut.
Preis à Paket mit 2 Stück 50 Pfg.
3 Pakete nur M. 1,25

Erzielt schon nach kurzem Gebrauch

schöne zarte jugendfrische Haut.

Zu beziehen durch die Fabrik
F. W. Puttendörfer. Berlin W. 30. Frobenstr. 21

„Observer" Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

Schockethal bei Cassel.
Ideal-Kuranstalt f. nat. Heilw. Gr. Erfolge. Märchenh. Lage. Waldpk., Wassersport, Jagd. Prosp. Equip. Teleph. Dirig. Arzt: Dr. Schaumlöffel.

Nervenschwäche der Männer.
Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Fussschweiss auch Hand- und Achselschweiss
sofort geruchlos und normal durch
„Miotan"
(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken. Echt einzig und allein bei Max Arndt, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmkt.

Journalisten-Hochschule
Berlin W. 35, Steglitzerstr. 84.
Beginn d. Wint.-Sem. 16 Okt. Prosp. gratis.
Der Leiter: Dr. jur. R. Wrede.

Arthur Schurig
Rétif de la Bretonne.
Aus dem Leben und den Büchern eines Erotomanen.
Mit 4 Illustr. M. 1.20.
Julius Eichenberg, Leipzig, Königstr. 21.

Für
Blutarme, Nervöse
Dr. Klopfer-Glidin (Weizen-Lecithin-EIWEISS). Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.
In Apotheken, Drog. — Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.
Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Dr. Rumler'sche
Spezial-Heilanstalt Silvana, Genf 480
für Neurasthenie (Nervenschwäche) der Männer (und zwar allgemeine — des Gehirns und Rückenmarks — sowie beschränkte, auf bestimmte Organe, wie Herz, Magen-Darm, Sexual-System etc. konzentrierte) Einzige, modernst eingerichtete, mit den vielseitigsten Heilfaktoren ausgestattete Anstalt, welche sich so ausschliesslich diesen Leiden widmet und in langjähriger Erfahrung eigenartige, besonders wirksame Heilmethoden hierfür geschaffen hat. Luft und Klima ist hier gerade für Neurastheniker von eminenter, sozusagen spezifischer Wirkung, sodass in Verbindung mit unseren Kurmitteln die überraschendsten Erfolge erzielt werden, selbst bei Patienten, die schon alle möglichen Kuren erfolglos versucht. Prospekte durch die Direktion.

Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst

Einzelmöbel. Wohnungs-Einrichtungen. Mitarbeiter die hervorragendsten Künstler. Dresdner Hausgerät (Maschinen-Möbel, Zimmer von Mk. 300 an), Ausstattungsbriefe von Dr. Friedr. Naumann, sowie eine Denkschrift über das Dresdner Hausgerät Mk. 1.50. Dresdner Gartenmöbel (Preisbuch 50 Pf.), Künstlerstoffe und Teppiche. WERKSTÄTTEN: BLASEWITZERSTR. 17; VERKAUFS- UND AUSSTELLUNGSRÄUME: RINGSTR. 15.

Geschäftliche Mitteilungen.

Bad Nauheim erfreut sich infolge der Vorzüge seiner natürlichen Heilfaktoren auch dieses Jahr wiederum lebhaften Zuspruches. **Bad Nauheim** ist das am zahlreichsten von Herzkranken frequentierte Bad. Es gibt wohl auch kaum einen Badeort wo alle Hilfsmittel der modernen Therapie zur Bekämpfung von Herzkrankheiten so zusammengetragen sind wie in **Bad Nauheim.** Ausser den weltberühmten Quellen findet der Herzkranke in **Bad Nauheim** auch alle anderen modernen Hilfsmethoden, unter denen die Untersuchung des Herzens mittels Röntgenstrahlen an erster Stelle steht. In **Dr. Hofmann's Kuranstalt** sind alle in Betracht kommende Faktoren vertreten. In derselben findet der Herzleidende nicht nur für ihn passende Ernährungsweise und ärztliche permanente Aufsicht, sondern auch die Anwendung der sogenannten **Marbacher** Methode, er findet daselbst die Hilfsmittel der ganzen übrigen Therapie zur Bekämpfung von Herzleiden. Besonders die Kombination der **Elektrotherapie** der **Marbacher** Methode mit der Therapie der kohlensauren Bäder hat schon so gute Erfolge gezeitigt, dass die Einführung der ersteren in **Bad Nauheim** als eine besonders glückliche zum Heile der Herzkranken bezeichnet werden kann.

Eine hygienische Notiz für den Herbst. In den besseren Gesellschaftskreisen erkennt man immer mehr, dass die physikalisch-diätetische Heilmethode gegen viele der modernen Krankheiten die sichersten Erfolge bringt. Die hierbei in Betracht kommenden natürlichen Heilfaktoren sind Luft, Licht, Wasser, Bewegung und rationelle Diät. Bezüglich der sehr wichtigen Luftbäder wird vielfach noch irrtümlich angenommen, dass sie nur im Sommer möglich sind. Demgegenüber ist zu bemerken: Gerade die reine, anregende Herbstluft macht die Luftbäder gegen viele Leiden besonders heilkräftig, umsomehr, wenn damit eine Obst- und Traubenkur, sowie milde Wasseranwendungen verbunden werden. Derartige Kuren sind natürlich nur in bewährten Heilanstalten vorzunehmen, von denen aber nur wenige für den **Herbst-** und Winter-Verkehr eingerichtet sind. Für diesen besonders geeignet ist durch seine geschützte Höhen-Lage und entsprechend innere Einrichtung, Centralheizung, elektrisches Licht, grosse Gesellschaftsräume etc. das Sanatorium Oberwaid bei St. Gallen (Schweiz), in dem Sonnenbäder bis Ende Oktober und Luftbäder während des ganzen Winters von zahlreichen Kurgästen genommen werden. Ein zu dieser Anstalt gehörender umfangreicher Waldpark bietet ferner Gelegenheit für Terrainkuren, ausgedehnte Obstpflanzungen stehen für Obst- und Traubenkuren zur Verfügung, ebenso alle Heilmittel der wissenschaftlich begründeten Naturheilmethode. Für die Wintermonate gelten als Spezialität von Oberwaid Abhärtungs- und Wintersportkuren, mit welchen besonders bei Nerven- und Verdauungsleiden sehr gute Erfolge erzielt wurden. Zwei Aerzte und eine Aerztin (Gynäkologin) sind im Sanatorium Oberwaid tätig, und behandeln mit anerkanntem Erfolge: Stoffwechselkrankheiten, Nervosität, Blutentmischung (Dysämie), Schlaflosigkeit, Herzleiden, Magen- und Darmstörungen, Frauenleiden etc., bei denen Herbstkuren besonders wirksam sind. Prospekte versendet die Anstalt kostenfrei.

Regelmässige
Schnell- u. Postdampfer-Verbindungen
von
BREMEN
nach
AMERIKA

New-York über Southampton-Cherbourg LONDON PARIS
Baltimore·Galveston·Cuba
Süd-Amerika: Brasilien·La Plata
Mittelmeer. Aegypten
Ostasien-Australien

Specialprospecte werden auch von sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen

Photogr. Apparate

neueste Modelle, nur erstklassige Fabrikate zu Originalpreisen
gegen bequeme Teilzahlungen
ohne Preiserhöhung.

Goerz Triëder Binocle,
Hensoldt's Dachprismen-Feldstecher,
Erstkl. Harmoniums.
Jll. Kataloge kostenfrei.

Schoenfeld & Co. Inhaber **Hermann Roscher**, **BERLIN SW. 11**, Schöneberger Str. 9.

Unerreicht feinster goldgelber
Zuckerhonig
5 Pfd. inkl. Emailletopf Mk. 1.60, 10 Pfd. inkl. Emailletopf Mk 3.—, 10 Pfd inkl. Emailleeimer Mk. 2 60, 25 Pfd. inkl. Emailleeimer Mk. 6.50 100 Pfd. Mk. 20 —. Nutzen 350%, Klostertropfen 350% Nutzen, feinst. Tafelliqueur (Benedictinerart) in Steinkrügen à Ltr. Mk. 2 50 ab hier g Nachn **Mecklenburgische Honigwerke, Oskar Busse, Matchow i. M. No. 17.**

Für Gesellschaft, Reise und Sport unentbehrlich!

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes
Haarreinigungsmittel.
Nasses od. spirituoses Waschen überflüssig
Gesetzl. gesch. Aerztlich empfohlen.
Preis pro Schachtel 2,50 Mk.
Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u. Friseurgeschäften oder direkt durch
Pallabona-Vertrieb, München 66.

„Sanatorium Zackental"

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.
Fernsprecher 27.
oberhalb
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnstation)
für chronische, innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr. Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen, Vibrationsmassage, Inhalatorium nach Dr. Heryng. Luftbad, Liegehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Beleuchtg. Romantische **windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr geöffnet.** Näheres Dr. med. **Bartsch,** dirig. Arzt oder **Administration in Berlin S.W., Möckernstr. 118.**

Der Vesuv in seiner neuen Gestalt.

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.